Münster 1929 Nr. 32
Phil. Dis

Geschichte

William Robertson als Historiker und Geschichtsphilosoph.

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster in Westfalen

vorgelegt von

Bernhard Pier

aus Schildeck.

Tag der mündlichen Prüfung: 1. August 1929.
Dekan: Herr Prof. Dr. Münscher
Referent: Herr Prof. Dr. Spannagel

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41555425_0007

Geschichte

William Robertson als Historiker und Geschichtsphilosoph.

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster in Westfalen

vorgelegt von

Bernhard Pier

aus Schildeck.

Tag der mündlichen Prüfung: 1. August 1929.
Dekan: Herr Prof. Dr. Münscher
Referent: Herr Prof. Dr. Spannagel

Druck: J. Weitfeld, Radbod

Meinen Eltern.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhalt.

I. Teil.

1.) Robertsons Lebensskizze 5

2.) Verzeichnis der Werke 10

3.) Form der Werke 14

4.) Umfang der benutzten Quellen 19

5.) Art der Quellenbenutzung:

a) theoretische Forderungen 23

b) praktische Durchführung 28

II. Teil.

1.) Die Faktoren des historischen Geschehens: 44

a) physische Faktoren 46

b) psychische Faktoren 49

c) kulturelle Bedingungen: 58

1.) Religion 61

2.) Verfassung 66

3.) Recht 72

4.) Sitten und Gewohnheiten 73

5.) Wissenschaft und Kunst 74

6.) Handel 77

d) übersinnliche Faktoren 79

2.) Formale Gesichtspunkte: 83

a) Gesetze 84

b) Ideen 88

3.) Ergebnisse u. Bedeutung des geschichtlichen Verlaufs 90

4.) Schlußbetrachtung 94

5.) Literaturverzeichnis 117

Abkürzungen.

1.) Serm. -Sermon: Situation of the World at the Time of Christ's Appearance and its connexion with the success of his Religion considered by William Robertson.

2.) Scotl.- The History of Scotland.

3.) Karl, - The History of the Reign of the Emperor Charles V.

4.) Am. - The History of America.

5.) - India - An Historical Disquisition concerning the Knowledge which the Ancients had of India.

Die römische Zahl hinter den Abkürzungen gibt den Band an, die arabische die Seite.

I. Teil.

1.) Lebensskizze.

Der Schotte William Robertson hat in Deutschland keinen Biographen gefunden; es mag daher gerechtfertigt erscheinen, diese Arbeit mit einem kurzen Lebensabriß zu beginnen. Der Stoff fließt aus englischen und französischen Quellen.

Am ausführlichsten berichtet Dugald Stewart (1) über Robertsons Leben. Der liebevolle Biograph konnte als Zeitgenosse und alter Freund reiches Material bieten, vielleicht zu umfangreich in Anbetracht des dürftigen und belanglosen Inhalts. In verworrener Reihenfolge drängen sich wichtige und nebensächliche Daten sowie Lebensumstände zusammen. Ganz willkürlich und unvermittelt wendet sich Stewart immerfort vom Theologen zum Historiker Robertson, versucht vergeblich, uns für die Taten des ersteren zu begeistern und meidet scheu eine genaue Zergliederung des letzteren. Was Stewart über Robertsons Geschichtsschreibung sagt, geht nicht über glatte Sätze und Versicherungen ihrer Bedeutung hinaus; worin eigentlich die Bedeutung besteht, wird mit keinem Worte gesagt. Wer einen Einblick in die Geschichtsauffassung erwartet, wird vergeblich in Stewarts Blättern danach suchen. Der Wert der Biographie besteht lediglich in dem angehäuften Material, das allerdings jeder Sichtung, Klärung und Vertiefung entbehrt.

Eine ebenso unkritische Lebensbeschreibung übermittelt uns Brougham. (2) Stand bei Stewart die unmittelbare Zeit- und Personennähe einer sachlichen Würdigung hindernd im Wege, so sprach bei Brougham die Familentradition mit: war doch seine Großmutter Robertsons älteste Tochter. Brougham gibt daher wohl ein gemütvolles, verklärtes Bild des Urgroßvaters, verwehrt uns aber jeden Einblick in die

---

(1) The collected Works of Dugald Stewart, edited by W. Hamilton. Edinburgh 1877. Vol. X. p. 103 ff.

(2) Works of Henry, Lord Brougham. Lives of Men of Letters of the Time of George III. London and Glasgow 1855. II. 231. ff.

Grundgedanken seiner Geschichtsschreibung und -auffassung. Was er an tieferem Gehalt bietet, besteht aus einem bescheidenen Hinweis auf Voltaires Lehre und ihre Auswirkung bei Robertson und anderen Historikern. Ich führe diese magere Stelle an: But there can be no doubt that Robertson's celebrated view of society (forming the first volume of Charles V.) was suggested by the „Essai" for he intimites that the occasion for his work would have been superseded by the „Essai" had Voltaires authorities for the facts been refered to. That Gibbon, Henry Watson, Ruthières all adopted the new System is clear. (1) Man wird die pietätvolle Darstellung des Urenkels verstehen, aber ihre Verklärungsabsicht zurückweisen müssen; denn sie liefert zum Verständnis des Historikers so gut wie nichts.

Lynam, (2) der Robertsons Werke 1826 in sechs Bänden herausgab, fühlte sich verpflichtet, als Einleitung eine Lebensgeschichte des Verfassers zu geben. Er setzt dem Publikum aber nur einen geordneten Auszug der Stewartschen Biographie vor; denn nach seiner berechtigten Meinung ist diese „by far too diffuse for many readers." (3) Was er erzählt, bezieht sich nur auf die Entstehungsgeschichte der Werke; den Geist der Geschichtsschreibung meidet er ängstlich wie ein gefährliches Gift. Kein Wunder; denn Lynam ist Geistlicher und durfte nicht mit aufklärerischen Gedanken die satte Zufriedenheit der Engländer im Jahre 1826 stören! Der Wert der Arbeit besteht in der genauen Darstellung der theologischen Wirksamkeit Robertsons, was für unsere Zwekke nicht in Betracht kommt.

In gleichen Bahnen bewegt sich George Gleig, (4)Bischof der schottischen Kirche. Seine Biographie Robertsons wird am besten durch Lynams Worte charakterisiert: Dr. Gleig has given a few particulars of our authors life in addition to Mr. Stewarts account. (5)

Schließlich wäre noch auf das in englischen Nachschlagebüchern oft erwähnte Buch von Henry Cockburn (6) aufmerksam zu machen, allerdings nur um zu zeigen, wie gering die Mühe belohnt wird, dieses selten gewordenen Buches habhaft zu werden. Der 1779 geborene Cockburn schrieb 1821—1830 seine „Memorials of his Time." Zufällig war er in der

(1) Brougham, a. a. O. S. 89..
(2) The Works of the late William Robertson by Lynam. London, 1827.
(3) Lynam, a. a. O. Vol. I. p. 3.
(4)TheWorks of the late W. Robertson by Gleig. London 1813.
(5) Lynam a. a. O. I. Bd. 3.
(6) Henry Cockburn: Memorials of his Time. Edinburgh 1856. S. 47—48. (Staatsbibl. Berlin.)

Jugendzeit Robertsons Nachbar gewesen. Er teilt nun der aufhorchenden Welt mit, daß unser Historiker, ein „pleasant looking old man", oft im Hause der Eltern zu Mittag speiste. Damit wäre Robertsons Bedeutung erschöpft. Diese Kindheitserinnerung ist völlig unbrauchbar.

Die augenscheinliche Überschätzung der belanglosen Nachrichten Cockburns scheint mir ein Beweis zu sein, welche übertriebene Bedeutung die Engländer der rein äußerlichen Beschreibung von Persönlichkeiten beimessen. Insbesondere sei noch auf einen gemeinsamen Zug der Robertsonschen Biographien hingewiesen: alle bringen eine weitschweifige und ermüdende Beschreibung des Stammbaumes und der Nachkommenschaft des Historikers. Es scheint, als ob das Volk Darwins sich nicht genug tun könnte in der Aufzählung der ganzen Art, einschließlich der Varianten.

Der Franzose Suard (1) liefert eine Übersetzung der Geschichte Karls V. und fügt auf 13¼ Druckseiten eine Lebensgeschichte des Autors bei, die uns wie eine Reklame anmutet. Übrigens fußt er vollständig auf Stewart und bringt nichts Neues. Er macht nicht einmal den Versuch, in den Geist des übersetzten Werkes einzudringen. Von den Vorbildern, insbesondere von Voltaire, schweigt er ganz, was bei der üblichen Selbstberäucherung der Franzosen geradezu wundersam erscheint. Der einzige Wert der Suardschen Übersicht besteht in dem angeführten Briefe des Grafen Du Buat, worin dieser, nach seiner Meinung befragt, Stellung zu den Ungenauigkeiten der Einleitung zu Karl V. nimmt. Elles doivent être mises sur le compte de M. Robertson beaucoup moins que sur celui des auteurs, qu'il a consultées, et même de la plupart des savants ou soi-disant qui ont traité quelques matières sur lesquelles j'ai le malheur de n'être d'accord avec personne."(2) Seine Ausstellungen gipfeln in der Mahnung, man müsse zuerst die Tatsachen genau erforschen, dann könne erst ein Urteil über das Mittelalter gefällt werden.

Buchon (3) gab 1853 die gesamten Werke Robertsons in französischer Übersetzung heraus, denen er ebenfalls einen

---

(1) Histoire de Charles-Quint par W. Robertson. Traduction de J. B. Suard. Paris, 1844.
(2) Suard, a. a. O. S. XXIX.
(3) Panthéon Littéraire. Litterature Anglaise. Histoire.Oeuvres complètes de W. Robertson précédées d'une notice par J. A. C. Buchon. Paris, 1853.

Lebensabriß voranstellte, der auf Stewart zurückgeht, was er am Ende seiner kurzen Arbeit selber vermerkt. Wer Stewart gelesen hat, wird weder von der Buchonschen noch von einer der vorgenannten Biographien besondere Winke erwarten können. Der Franzose nennt die Übersetzer der einzelnen Werke, und darin besteht sein Verdienst.

William Robertson wurde 1721 in Borthwick-Midlothian geboren. Sein Vater, ein wissenschaftlich interessierter Mann, war Geistlicher und erhielt später das bevorzugte Predigeramt an der Old Greyfriars Church in Edinburg. William trat in die Vorbereitungsanstalt der Universität ein mit dem Ziele, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Im Laufe des Studiums widmete er sich emsig der Theologie, mied Mathematik und Physik und verabscheute jede Metaphysik. Eifrig war der junge Student bedacht, das gesprochene Wort zu meistern, wozu das damals moderne Klubwesen reichlich Gelegenheit bot; nach dem selbstgewählten Grundsatze:Vita sine literis mors est, bemühte er sich weidlich um die Schriftsprache, wozu ihm Übersetzungen aus den klassischen Schriftstellern als vorzügliches Mittel erschienen. Der Jüngling trug sich sogar mit dem Gedanken der Veröffentlichung von Marc-Aurels Selbstbetrachtungen; eine in Glasgow erschienene Übersetzung hinderte ihn an der Ausführung, aber die durch die Wahl der Arbeit bezeugte Vorliebe für stoische Morallehre blieb ihm zeitlebens treu. Der zwanzigjährige Robertson verließ mit einer klassischen, von neuzeitlichen Ideen der Aufklärung durchsetzten Bildung die Edinburger Universität, um nach kurzer Zwischenzeit 1743 in Gladsmuir-East Lothian die Seelsorge von 200 Familien auszuüben. Dieses Amt in der ländlichen Einsamkeit bot ihm genügend Zeit zum Geschichtsstudium; doch sein Wesen fügte sich nicht dem Ideale eines stillen Gelehrten und Dorfpredigers; in ihm steckte Aktivität, verbunden mit der Sehnsucht nach einem größeren Betätigungsfelde, nach einer Wirkung in die Breite. Aber der unerwartete Tod der Eltern und die Versorgungslast seiner sieben noch unmündigen Geschwister drängten alle Privatwünsche zurück. Endlich bot ihm der Ausbruch der schottischen Revolution von 1745 den erhofften Weg in die Öffentlichkeit: er verläßt Amt und Geschwister, meldet sich freiwillig zur Verteidigung der bedrohten Stadt Edinburg und stellt sich nach deren Fall dem englischen Kommandanten zur Verfügung. Die Hauptbiographen begründen den seltsamen Schritt mit der echten Liebe zur bedrohten presbyteria-

nischen Kirche und mit der Furcht vor der Rückkehr der Stuarts. Ich sehe in dem ganzen Unternehmen nur einen Gewaltakt, um aus der bitter empfundenen Verbannung in Gladsmuir herauszukommen; denn warum stellte er sich den hochkirchlichen Engländern zur Verfügung? Die Folgezeit stützt durchaus die Annahme eines diplomatischen Schachzuges: die englische Regierung erinnerte sich immer wieder des dienstbeflissenen und fähigen Geistlichen, bot ihm ein hohes Amt in der Hochkirche an, machte ihn zum königlichen Hofkaplan und zum Hofhistoriographen mit einer Pension von 200 Pfund jährlich. Titel und Pension ließ Robertson sich gefallen, den kirchlichen Übertritt lehnte er fest ab; denn mittlerweile hatte er die ihm zusagende Beschäftigung gefunden. Seit 1751 gehörte er der höchsten schottischen Kirchenversammlung an, der „General Assembly", auch „Supreme Ecclesiastical Court" genannt; er begann als strenger Puritaner, segelte dann im Fahrwasser der gemäßigten Partei, schwang sich zum Führer der Versammlung auf und betrachtete die Wiederherstellung einer festen Kirchenorganisation im Sinne Knox' als Lebensaufgabe, an der er bis 1784 arbeitete. Den Theologen Robertson ehrte die Edinburger Universität durch Verleihung des Titels „Doctor in Devinity",die Stadt durch Übertragung der Predigerstelle, die ehemals sein Vater inne gehabt hatte. Den inzwischen berühmt gewordenen Historiker wählte die Universität 1762 zum Prinzipal. Auch das Ausland öffnete ihm die Pforten der Akademien: Madrid 1777, Padua 1781, Petersburg 1783.

Der nimmermüde Mann hatte noch Zeit, die Fühlung mit dem pulsierenden Gegenwartsleben zu behalten. Er gehörte der vom Maler Ramsay 1754 gegründeten „Select Society" an, deren Mitgliedschaft auch David Hume, Adam Smith und John Home besaßen. Der Wert dieser nahezu hundertköpfigen Gesellschaft ist wohl schwerlich zu überschätzen. Die literarischen und philosophischen Diskussionen so grundverschiedener und zum Teil weitgereister Männer erweiterten den Gesichtskreis des eingesessenen Schotten Robertson. Der Umgang mit Hume dürfte hoch anzuschlagen sein. Beide Männer verband eine treue Freundschaft, ein gegenseitiges Wetteifern, ein wohlmeinendes Kritisieren. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß Robertson an den weitgereisten Diplomaten und vielseitigen Philosophen Hume nicht heran reicht. Gerade für Humes Größe in der Philosophie hatte Robertson kein rechtes Verständnis; denn in Hume trat ihm ein Denker gegenüber, der die Aufklärung bereits überwunden hatte. Der Skeptiker verlegte den Schwerpunkt vom Denken in die Sinnlichkeit, in den Naturtrieb, in das Gefühl. Robertson war

noch zu sehr Aufklärer, als daß er die Verschiebung vom Objekt zum Subjekt hätte annehmen können. Außerdem stellte sich die grundverschiedene Ansicht über den Wahrheitsgehalt der Religion hindernd in den Weg und Robertsons Abneigung gegen Untersuchungen metaphysischer Art. Selbst Stewart muß zugeben: He was not eminent for metaphysical acuteness. Was beide verband, war das Interesse für Geschichte.

Robertson starb 1793 im Alter von 71 Jahren an der Gelbsucht und wurde auf dem Friedhof seiner Kirche Grey-Friars beerdigt.

2.) Verzeichnis der Werke.

I. Sermon.

In Edinburg bestand eine Gesellschaft für die Ausbreitung des Christentums. Robertson hielt am 6. Januar 1755 vor dieser Society for Propagating Christian Knowledge eine Rede, die auf Verlangen der Vereinigung unter dem Titel erschien: Situation of the World at the Time of Christ's Appearance and its connexion with the success of his Religion considered,by William Robertson, Edinburgh 1755. Dieser Sermon ist die früheste Veröffentlichung und erschien 1791 in der sechsten Auflage. Außerdem fand er Aufnahme im ersten Band des Sammelwerkes „The Scotch Preacher" 1755.

Eine deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel: Der Zustand der Welt bei der Erscheinung Christi und sein Einfluß auf den Fortgang der Religion; eine Predigt gehalten vor der schottischen Gesellschaft zur Ausbreitung des christlichen Glaubens und auf Verlangen dieser Gesellschaft herausgegeben von Wilhelm Robertson, Dr. und Prinzipal auf der Universität Edinburg. Aus dem Englischen übersetzt von J. P. Ebeling Dr. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung 1779.

Den Originaltext habe ich in den deutschen Bibliotheken nicht auftreiben können. Die deutsche Übersetzung, nach der ich zitiere, ist in der Berliner Staatsbibliothek zugänglich.

II. Geschichte von Schottland.

Im Winter 1758/59 reiste Robertson nach London, um mit dem Verleger die letzten Vorbereitungen zur Herausgabe sei-

nes ersten Geschichtswerkes zu treffen, für dessen Manuskript er 200 Pfund erhalten hatte. Am 1. Februar 1759 erschien das Werk bei Millar in London unter dem Titel: The History of Scotland during the Reigns of Queen Mary and of King James VI. till his Accession to the Crown of England" in zwei Bänden. Der buchhändlerische Erfolg war so ungewöhnlich, daß der Verleger schon vor Ende Februar eine zweite Auflage vorbereiten ließ. Zu Lebzeiten Robertsons erschienen 14 Auflagen, davon die 11. mit den letzten, endgültigen Überarbeitungen. 1806 gab Stewart die mit einem Lebenslaufe Robertsons versehene 17. Auflage heraus; von jetzt an ging das Buch in die gesammelten Werke über. Vorher erschienen Sonderdrucke in Dublin, Philadelphia, New York und Basel, letztere in drei Bänden 1791, wonach ich zitiere.

Der Konsistorialrat Theodor Christoph Mittelstedt gab eine deutsche Übersetzung heraus, Braunschweig 1762, um „der Religion, der Tugend und der Wahrheit einen Dienst zu tun", wie er im Vorwort sagt. 1826 erschien in Leipzig eine zweite deutsche Übersetzung von W. H. v. Vogt in 3 Bänden.

Die bekannteste französische Übersetzung erschien in London 1764 (2. Auflage daselbst 1772) und rührt von Besset de la Chapelle her. Buchon nahm diese in die „Oeuvres Complètes de W. Robertson", Paris 1853 auf.

III. Geschichte der Regierung Kaiser Karls V.

Der Verleger, durch den Erfolg des ersten Werkes ermutigt, riet zu einer vollständigen Geschichte Englands, was Robertson mit dem Hinweis auf Humes Arbeiten ablehnte. Er dachte an eine Geschichte der Griechen oder Karls V. Erstere wäre durchaus zeitgemäß gewesen, denn die Engländer gefielen sich darin, ihre Verfassung mit der griechischen zu vergleichen, wie sie auch in der politischen Denkart und Betätigung der Griechen manche Berührungspunkte zu entdecken glaubten. Andererseits bot Karl V. ein größeres Feld, auf dem das Entstehen und vor allem das Wachstum eines Organismus, eines Staatensystems außerhalb der nationalen Grenzen zu betrachten sich Gelegenheit fand. Walpole verwarf in einem Briefe vom 4. März 1759 beide Themata und wies auf eine Geschichte der Wissenschaft hin, die sich leicht zur Menschheitsgeschichte auswachsen könnte. Hume äußerte gegen Karl V. schwere Bedenken und gab der griechischen Geschichte den Vorzug. Robertson entschied sich für Karl V.

Das Werk erschien 1769 in drei Bänden bei Millar und Strahan in London unter dem Titel: The History of the Reign of the Emperor Charles V. with a View of the Progress of Society in Europe, from the Subversion of the Roman Empire, to the Beginning of the Sixteenth Century.

Der jetzt berühmte Historiker erhielt für das Manuskript 4500 Pfund, eine damals ganz ungewöhnlich hohe Summe. 1786 erschien die sechste Auflage, 1802 die zehnte. Außerdem tauchten Nachdrucke in New York, Philadelphia, Dublin und Wien auf; letzterer 1787 in 4 Bänden, wonach ich zitiere. Neben den gesammelten Werken erfolgten weitere Ausgaben in London 1812, 1820, 1839, 1851, in Brüssel 1842, mit Ergänzungen von Prescott 1856.

Suard fertigte eine französische Übersetzung an, die in Amsterdam 1788 unter dem Titel herauskam: L'Histoire du règne de l'empereur Charles-Quint, par Robertson.

Ein weiterer Druck erfolgte 1844 in Paris; das Werk ging dann in die Gesamtausgabe von Buchon über.

Der deutsche Übersetzer Mittelstedt machte das Geschichtswerk den Deutschen zugänglich: „Herrn Dr. Wilhelm Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. Nebst einem Abrisse vom Wachstum und Fortgange des gesellschaftlichen Lebens in Europa, vom Umsturze des römischen Kaisertums an, bis auf den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts". Braunschweig 1770/71 in drei Bänden. Der Helmstedter Professor Julius August Remer arbeitete die zweite Auflage völlig um und ließt sie unter dem Titel erscheinen: „Dr. Wilhelm Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Karls V." 3 Bände, Braunschweig 1792. (Dritte Auflage: Braunschweig 1796.)

IV. Geschichte von Amerika.

Die Geschichte Kaiser Karls V. war insofern nicht vollständig, als die Darstellung der Entdeckung Amerikas und der Ausbreitung der Spanier in der neuen Welt fehlte. Es ging auch nicht an, diese Dinge episodenhaft zu behandeln; sie erforderten ein eigenes Werk. Robertsons Plan zielte sogar auf eine Betrachtung und Untersuchung aller Nationen — nicht nur der Spanier — in Amerika; der englischen Kolonisation war sogar ein besonderer Band zugedacht. Da aber die politische Lage und die öffentliche Meinung wegen des nordamerikanischen Freiheitskrieges außerordentlich gespannt war, unter-

blieb die Ausführung in dieser groß angelegten Form. Was in London 1777 in zwei Bänden erschien, bezog sich auf die Entdeckung Amerikas und die Tätigkeit der Spanier daselbst; der Titel lautete ganz allgemein: „The History of America." 1788 besorgte Robertson selbst die 5. verbesserte Auflage. Nach seinem Tode fanden sich in seinen Papieren „Book IX and X, containing the History of Virginia to the year 1688 and the History of New England to the year 1652", die der Sohn 1796 in der 7. Auflage den schon vorhandenen acht Büchern hinzufügte. Die 10. Auflage erschien in London 1803. David McIntosh führte die Teile von 1652 bis zur Gegenwart und gab die Geschichte Amerikas in dieser erweiterten Form neu heraus; die Londoner Ausgabe von 1834 erhielt sogar die vollständige Geschichte der vereinigten Staaten. Das Werk wurde nachgedruckt in Basel 1800, in Leipzig 1786 in drei Bänden, welche ich zitiere. Suard übertrug die ersten acht Bücher, Morellet die letzten beiden ins Französische; das gesamte Werk kam 1813 in Paris heraus und ging dann in die Buchonsche Gesamtausgabe über.

Eine zweibändige deutsche Übersetzung erschien in Leipzig 1777 unter dem Titel: „Wilhelm Robertsons Geschichte von Amerika." Aus dem Englischen übersetzt von Johann Schiller, einem Verwandten unseres Dichters. Der Übersetzer widmete sein Werk der englischen Königin Charlotte.

Die königliche Akademie in Madrid bewirkte eine Übertragung der Geschichte von Amerika ins Spanische. Die Regierung fand es aber unzweckmäßig, ein Werk zu veröffentlichen, in dem der Handel mit der neuen Welt und vor allem das System der Kolonialverwaltung so ausführlich beschrieben waren; die Übersetzung unterblieb deshalb.

V. Historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien.

Das letzte Werk Robertsons führt den Titel: „An Historical Disquisition concerning the Knowledge which the Ancients had of India; and the Progress of Trade with that Country prior to the Discovery of the Passage to it by the Cape of Good Hope. With an Appendix, concerning Observations on the Civil Policy, the Laws and Judicial Proceedings, the Arts, the Sciences and the Religions Institutions of the Indians" und erschien in London 1791. Weitere Auflagen daselbst 1794, 1795. Nachdrucke erfolgten in Philadelphia und 1792 in Basel, wonach ich zitiere.

Ein anonymer Schriftsteller ließ 1792 eine französische Übersetzung in Paris erscheinen. In demselben Jahre kam in Berlin eine deutsche Übersetzung des Mainzer Georg Forster heraus, die folgenden Titel trägt: „Dr. Wilhelm Robertsons Historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien und die Fortschritte des Handels mit diesem Lande vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nebst einem Anhange, welcher Bemerkungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesetze und gerichtlichen Verfahrungsarten, die Künste, Wissenschaften und gottesdienstlichen Einrichtungen der Inder enthält."

Die gesamten Geschichtswerke — der Sermon ausgenommen — erschienen 1800/02 in London in 11 Bänden, 1802 in 12 Bänden, ebenso 1806, 1809, 1812. Die Lynam-Ausgabe umfaßte zuerst 6, dann 8 Bände; sie erschien mit einem Lebensabriß Robertsons in London 1827 zum ersten, 1865 zum dreizehnten Male. Die sechsbändige, mit einer Biographie versehene Gesamtausgabe des Bischofs Gleig, erschien abwechselnd in London, Edinburg und Oxford von 1813 bis 1864 zehn mal.

Französische Gesamtausgaben erfolgten in Paris durch J. Buchet 1837 und J. A. C. Buchon 1853.

In Deutschland gelangten die erwähnten Einzelübertragungen nicht zu einer Gesamtausgabe.

3.) Form der Werke.

Robertson hat kein einziges seiner Werke einem Fürsten oder sonst einer hochstehenden Persönlichkeit gewidmet. Die Geschichte von Schottland legt er „der Welt" mit jener zaghaften Ängstlichkeit vor, die einem Schriftsteller bei der Veröffentlichung des ersten Werkes natürlich ist. Er scheut weder Zeit noch Mühe, nur um sein Buch „des Beifalls des Publikums" würdig zu machen. In der Vorrede zur Geschichte Kaiser Karls V. ruft er das Publikum zum Urteil über die Ausarbeitung des gewählten Themas auf. Er erwartet die Entscheidung „nicht ohne Unruhe" und wird sich ihr sogar mit „ehrerbietigem Stillschweigen" unterwerfen. Er verspricht wiederum dem Publikum eine Geschichte Amerikas, sofern das gegenwärtig vorgelegte Werk Beifall finden sollte. Im Vorworte des angekündigten Werkes versichert er, alle einschlägigen Bücher mit jener Aufmerksamkeit gelesen zu haben, „die die Ehrerbietung, die ein Schriftsteller dem Pu-

blikum schuldig ist," erfordert. Über den Wert der Untersuchung der Kenntnisse der Alten von Indien soll abermals das Publikum entscheiden. Die wohlwollende Aufnahme der früheren Werke erfüllt den Verfasser sogar mit „vermehrter Unruhe," womit er das Urteil über die jetzige Schrift erwartet.

Robertson wendet sich nicht an einen besonderen Stand, sondern an die breite Öffentlichkeit. Seinen Leserkreis denkt er sich nicht einmal national beschränkt; das hat der deutsche Übersetzer Mittelstedt im Auge, wenn er als Vorzug des Werkes anführt, es bedürfe keiner Zusätze, „weil Herr Robertson nicht blos für Schotten und Engländer, sondern für alle aufgeklärten Leser aus allen Ländern geschrieben habe und sich einer Deutlichkeit und Unparteilichkeit beflissen, die keiner Noten bedarf." (1) Daher auch Robertsons Genugtuung, als Suard die Geschichte Kaiser Karls V. ins Französische übersetzte und sie so allen Gebildeten des Festlandes zugänglich machte.

Bemerkenswert ist es immerhin, wie Robertson bei der Abfassung seiner Werke das Publikum, d.h. die Gebildeten und die Bildungsbeflissenen, fest im Auge behalten hat und es sogar an Sätzen nicht hat fehlen lassen, die sich der Schmeichelei bedenklich nähern. Dieses billige Opfer setzte ihn aber in den Stand, unabhängig und als freier Schriftsteller zu arbeiten. Damit betrat er zwar nicht einen ganz neuen Weg; denn es lag doch im Wesen der Aufklärung, sich an die Öffentlichkeit zu wenden und die Wissenschaft volkstümlich darzustellen. Der veränderte Wirkungskreis bedingte auch eine allmähliche Loslösung von den bisherigen Schutzpatronen der Wissenschaften, von Fürsten und hohen Personen. Wie Buckle (2) bemerkt, machte Watson es 1769 zur Regel, ein Buch niemals Leuten zu widmen, von denen man Geld erwartet. Auf der anderen Seite kam den Schriftstellern der wachsende Leseeifer des Volkes entgegen, der sich deutlich in der erhöhten Nachfrage nach Büchern naturwissenschaftlichen und historischen Inhaltes zeigte. Erstaunlich bleibt es nur, wie genau Robertson den Pulsschlag der Zeit gefühlt und sich trotz der unvermeidlichen Schwankungen einer Übergangszeit bewußt und zielsicher auf die Seite des Publikums gestellt hat. Die kluge Taktik trug nicht unwesentlich dazu bei, daß er der

---

(1) Mittelstedt: Herrn Wilhelm Robertsons Geschichte von Schottland. Braunschweig, 1762. Vorwort.

(2) H. Th. Buckles Geschichte der Zivilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. Leipzig-Heidelberg 1874. 5. Auflage. I. Band S. 372 ff.

bestbezahlteste Schriftsteller seiner Zeit war. Die Rücksicht auf das Lesepublikum blieb nicht ohne Einfluß auf die Form der Werke.

Um den Leser auf den eigentlichen Inhalt vorzubereiten und die eigene Ausgangsstellung einleuchtend zu gestalten, schickt Robertson jedem seiner Werke eine Einleitung voraus. Dabei leiten ihn bestimmte Gesichtspunkte: was vor dem sechzehnten Jahrhundert liegt, kann summarisch im Überblick erledigt werden. Vom sechzehnten Jahrhundert an hat eine eingehende Darstellung zu erfolgen; denn von da ab tritt das europäische Staatensystem in den Gesichtskreis der Geschichte ein, während vorher nur ein Nebeneinander der Staaten bestanden hat. So erledigt Robertson die schottische Geschichte von den Anfängen bis zum Tode Jakobs V. auf rund hundert Druckseiten unter der Überschrift: „Kurzer Abriß..." Genau so verfährt er bei der Geschichte Karls V.; auf 250 Seiten entrollt er die europäische Geschichte bis 1519. Trotzdem führt er seine Leser glücklich und vortrefflich ein. Die Geschichte von Amerika bot an sich keine Veranlassung für eine Einleitung. Seinen Lesern und der Form zu Liebe schreibt er auch hier auf 40 Seiten einen Überblick über die Seeschifffahrt, um dann mit Columbus sein eigentliches Thema zu beginnen. Die in mehr als einer Hinsicht unfertige Untersuchung über Indien bringt keine Einleitung im obigen Sinne.

Für alle angeführten Tatsachen zitiert Robertson in Fußnoten seine Quellen. Zur Erhärtung seiner Schlüsse und Folgerungen verweist er auf einen Anhang unter dem Titel: Erläuterungen und Beweise. Von dem eigentlichen Text trennt er die wissenschaftlichen Erörterungen und Belege. Alle Werke zeigen diese scharfe Trennung. Sie gliedern sich schon rein äußerlich in Einleitung, Darstellung und Anhang.

Eine Begründung dieser Einteilung finden wir im Vorworte zu Karl V. „Manche von meinen Lesern werden vielleicht dergleichen Erörterungen wenig achten; es ist möglich, daß sie anderen das angenehmste und wissenswerteste Stück dieses Werkes scheinen." Dieser Leser aus dem Publikum wünscht einen glatten Text, frei vom schweren Rüstzeug der Wissenschaft, jener dringt auf Vertiefung und möchte die Anhaltspunkte sehen. Robertson kommt mit seiner Praxis beiden entgegen. Ohne Frage ist die Zahl der ersteren bei weitem größer; wer sich genauer zu unterrichten wünscht, muß das störende Nachschlagen mit in Kauf nehmen. Ganz gewichtigen Stimmen der Zeitgenossen hat er sich zugunsten seines großen Leserkreises verschlossen. Der Volkswirtschaftler Adam Smith bezeichnete jede Art der Noten als Makel und

Unvollkommenheit. David Hume hegte ähnliche Ansichten. In einem an Robertson gerichteten Briefe führt Douglas, Bischof von Salisburg, Klage über die lästige Störung beim Aufsuchen der Hinweise unter Berufung auf Gibbon, der diese Methode bald aufgegeben hatte. Robertson blieb fest; aber selbst sein liebevoller Biograph Stewart mußte zugeben, daß die Noten eine Quelle wirklicher Unvollkommenheiten seien; denn vieles hätte im Text untergebracht werden können. (1) Grundsätzlichen Wandel schuf hierin der deutsche Professor Remer in Helmstedt, der die Geschichte Karls V. umarbeitete und dabei die Erläuterungen mit in den Text aufnahm. Ganz einseitig nahm Remer an, Robertson hätte im Text nur große Umrisse bieten wollen, die besonderen Ausführungen dagegen in Anmerkungen gebracht, ohne aber selber einen festen Maßstab für das Allgemeine und Besondere zu besitzen. (2)

Die genannten Männer ließen sich wahrscheinlich durch den großen Umfang der Anmerkungen beirren; in dieser Hinsicht kann man recht verschiedener Meinung sein. Wie aber andere streng wissenschaftliche Geschichtswerke beweisen, sind Anmerkungen, Auseinandersetzungen und Kritiken in besonderen Noten nicht ganz zu entbehren.

Robertson beabsichtigte, seinen Lesern die Geschichte im Rahmen einer kunstvollen Erzählung zu bieten, die sich jedoch auf durchaus wissenschaftliche Grundlagen stützt. Da mußte alles fortbleiben, was den ästhetischen Genuß stören könnte: Beweise, Streitfragen u.s.w. Dabei kam ihm außerordentlich zustatten, daß er die ganze Geschichte als eine Verkettung von Ursache und Wirkung auffaßte; an der chronologischen Aufeinanderfolge lag ihm wenig. Wichtiger als die genaue Zeitfolge schien ihm die Verbindung und Abhängigkeit der Ereignisse zu sein, um zu zeigen, „wie die Wirkung einer Begebenheit oder einer Ursache der anderen den Weg bahnt und ihren Einfluß gefördert hat." (3) Damit war die innere Einheit seiner Geschichtsdarstellung gesichert. Die Beschreibung der dem großen Kausalbande eingefügten Ereignisse gliederte er nach Tatbestand, Ursache und Wirkung. Reichlich ausgestreute Lebensweisheiten und moralische Betrachtungen fesselten die Aufmerksamkeit. Der aufgeklärte Leser fand hier alles, was sein Herz begehren konnte: säuber-

(1)Stewart, a. a. O. S. 172.

(2) Dr. W. Robertsons Geschichte der Reg. Kaiser Karls V. Völlig umgearbeitet von J. A. Remer, Braunschweig 1792. Vorw. I. Bd. S. 3.

(3) Karl, I. 29.

liche Ordnung, reinliche Scheidung, durchsichtige Klarheit, billige Weisheit, viel Moral und ein wenig Rührseligkeit. Andere Mittel traten hinzu und brachten den Kunststil hervor, für den Robertson lange Zeit vorbildlich gewesen ist.

Zunächst zeigt die Verarbeitung des schon damals reichen Materials über das Mittelalter die Meisterhand in der Bewältigung des Stoffes. In der Einleitung zur Geschichte Karls V. wird der Zustand Europas leicht faßlich, natürlich und anschaulich in drei Abschnitten geschildert: a) innere Regierungsverfassung, Gesetze und Sitten, b) Betrachtungen über die nationalen Machtquellen, die zu auswärtigen Verhandlungen erforderlich sind, c) Abriß der politischen Verfassung der vornehmsten Staaten von Europa beim Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Gewiß wird sich heute niemand mehr Belehrung über Einzelheiten des Mittelalters aus dieser Einleitung holen, aber die Form und der große Wurf machen sie noch lesenswert. Ähnliches gilt von den anderen Schriften. Man nehme ein Werk welches man wolle, in jedem Falle bemüht sich Robertson mit Erfolg, die Geschichte in der Form eines literarischen Kunstwerkes zu bieten.
Diese Fähigkeit wird von allen Beurteilern anerkannt. Selbst der Engländer Stephen mußte noch 1876 gestehen, nachdem er Robertsons Schwäche auf dem Gebiete der Quellenforschung gegeißelt hat: ... we are beginning to wish for a new Hume or Robertson to give the essence of the heterogeneous masses of fact wich cumber the earth. (1)

Die Engländer loben ferner den Stil, allerdings mit der Einschränkung, daß die Werke hier und da die schottische Mundart erkennen lassen; einige verübeln es ihm, die Sprache zu sehr französiert zu haben, ein Vorwurf, der auch Hume und Smith in gleicher Weise trifft. Nach meiner Meinung herrscht in dem Wortschatz das lateinische Element vor; die Sätze sind klar und durchsichtig, glatt und elegant. Er gebraucht mit gleicher Leichtigkeit den kurzen, treffenden Ausdruck wie die kunstvoll gebaute Periode. Seine Bemerkungen und Überlegungen atmen eine gewisse trockene Würde, gepaart mit der überlegenen Sicherheit eines Moralisten und Theologen. Der Humor ist ihm fremd, die Satyre unbekannt. Dagegen macht sich eine Neigung zur Empfindsamkeit und Rührseligkeit Richardsonscher Art bemerkbar, die ihn verleitet hat, in Einzelheiten sehr wortreich zu sein. Auf seine Lieblingsgedanken nimmt er immer wieder Bezug, so daß er auf den modernen Leser manchmal eintönig wirkt. Er scheut sich auch

(1) History of English Thought in the Eighteenth Century by Leslie Stephen. London, 1876. Vol. I. p. 446.

nicht, dem großen Geschichtsgange Episoden einzuflechten und sie romanhaft aufzubauschen, sofern sie zur Abrundung des literarischen Kunstwerkes dienen. Ein treffendes Beispiel bietet die breit ausgeführte und mit moralischen Ausfällen gegen orientalische Liebesleidenschaft gespickte Schilderung des häuslichen Unglücks Solymanns. (1)

Es wird immer eine schwer zu lösende Aufgabe bleiben, die Geschichte als Wissenschaft in die Form eines literarischen Kunstwerkes zu gießen. Wenn Robertson großes Gewicht auf die Form gelegt hat, so besteht eben eins seiner Verdienste darin, ein fruchtbarer Wegbereiter für den künstlerischen Stil der Geschichtsdarstellung geworden zu sein. An dieser Tatsache ändert auch das Urteil des romantischen Chateaubriand nichts, der in seinen Auslassungen über englische Literatur meint: On parloit encore de Robertson parce qu'il étoit sec; on ne peut pas dire de la lecture de son histoire ce que dit M. Lerminier de la Lecture de l'histoire d'Herodote aux Jeux Olimpiques: „La Grèce tressailit et Thucydide pleura." (2)

4.) Umfang der benutzten Quellen.

Robertson gibt stets in Fußnoten auf den Textseiten an, aus welchen Quellen er geschöpft hat. Es kann nicht ganz unwichtig sein zu wissen, was er unter dem Begriff der Quelle verstanden hat. Er rechnet dazu:

1.) Geschichtswerke,

2.) Urkundensammlungen, Briefregister, Gesandtschaftsberichte und Briefe,

3.) Tagebücher und Fragebogen.

Geschichtswerke.

Liegen diese über den zu behandelnden Gegenstand vor, so benutzt er sie fleißig, nachdem die Kritik das Fabelhafte, Wunderbare, Unwahrscheinliche und Widersprechende beseitigt hat. Was übrig bleibt, gehört zur historischen Gewißheit

---

(1) Karl, IV. 142—153.
(2) Chateaubriand: Oeuvres complètes. Paris, 1860. Essai sur la littérature angloise. Vol. XI. S. 746.

und gibt den Gradmesser für die Glaubwürdigkeit des Autors ab; bringt dieser zudem noch Erklärungen der Ursachen und Hinweise auf die Wirkungen der Ereignisse oder Nachrichten über die Sitten des Volkes und die Natur seines Landes, so wird ihm bereitwillig Lob gespendet. Es kommt unserm Historiker nicht immer in den Sinn, zu erforschen, ob auch die Urkunden und Denkmale, deren sich die Autoren bedient haben, echt und wahr seien oder ob sie die Wahrheit haben sagen wollen. Unter solchen Umständen kann eine Täuschung gar nicht ausbleiben, und wir sehen Robertson manchmal den Gefahren erliegen, die in zu starker Benutzung abgeleiteter Quellen verborgen liegen. Die nähere Betrachtung dieses Punktes sei einstweilen zurückgestellt, um zunächst eine Übersicht der Hinweise auf die Autoren folgen zu lassen, die am häufigsten angezogen werden.

Geschichte von Schottland:

Keith, Hist. of the Church and State of Scotl.	192 mal
Spotswood, Hist. of Church of Scotland	83 „
Knox, Hist. of the Church of Scotland	74 „
Melvil, Memoirs	71 „
Camden, Life and Reign of Queen Elizabeth	45 „
Buchanan, Hist. Rerum Scot.	22 „
Burnet, Hist. of Reformation	8 „

Geschichte der Regierung Karls V. — ohne Einleitung:

Sleidanus, De statu religionis et reipublicae Carolo V. imperatore	120 mal
Guicciardini, Historia d'Italia	72 „
Bellay's Memoiren	54 „
Sandoval, Vida y hechos del Emperador Carlos V.	53 „
P. Martyr, opus epistolarum	53 „
Jovius, Vita Adriani	34 „
Zurita, Hist. del Rey Don Hernando el Catholico	12 „

Geschichte von Amerika:

Herrera's Decaden	309 mal
Gomara, Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva Espangna	104 „
P. Matyr's Decaden	34 „

Auf Gibbons Rat gibt Robertson außerdem ein Verzeichnis der spanischen Bücher und Manuskripte, die er zu Rate gezogen hat. Es sind 224 Schriften, die ihm teilweise in französischen und englischen Übersetzungen zugänglich waren.

Urkunden.

Die Geschichte von Schottland ist das zuverlässigste Werk. Die bisher parteiische Darstellung sucht er durch eine kritische Arbeit zu ersetzen, die sich auf ursprünglichen Quellen aufbaut. Da genügten ihm die gedruckten Urkundensammlungen nicht, er ergänzt sie durch wichtige Originalpapiere aus der Bibliothek der „Edlen Advokatengesellschaft" in Edinburg und aus dem britischen Museum. Einen willkommenen Einblick in die Regierungskunst Elisabeths gewähren ihm die vierzehn von Forbes gesammelten ungedruckten Handschriftenbände. Alexander Dick stellt ihm eine Sammlung von Originalhandschriften in zwei Bänden zur Verfügung, die die Regierungszeit Jasobs VI. betreffen. Dalrymple und Goodall liefern weitere Urkunden, darunter das Originalregister des Regenten Lennox.

Anders liegen die Dinge in der Einleitung zur Geschichte Karls V. Ein Zeitraum von rund tausend Jahren war hier zu durchleuchten und die Geschichte eines weiten Schauplatzes zu meistern. Da galt es, die Ereignisse nach festen Gesichtspunkten zu ordnen und in einen Zusammenhang zu bringen. Es kann sich in Anbetracht dieser Aufgabe nicht um kritische Fein- und Kleinarbeit etwa im Sinne der Mauriner handeln; hier mußte ein selbständiger Geist frei über die Quellen verfügen und eine Auswahl treffen. Von einer vollen Ausschöpfung der großen Sammelwerke eines Muratori, Du Cange, Bouquet, D'Achery und Pfeffel kann bei dieser Arbeitsweise keine Rede sein; sie lag auch gar nicht in der Absicht des Verfassers. Und doch zieht er sie stark heran und benutzt sie fleißig zur Begründung wichtiger Begebenheiten. Wer allerdings über Zwirnsfäden stolpert, wird gerade hier unserm Historiker Flüchtigkeit und Ungenauigkeit in Einzelfällen nachweisen können.

Die Geschichte von Amerika erforderte umfangreiche Quellenbeschaffung. Durch Vermittlung des englischen Gesandten in Madrid beschaffte sich Robertson seltene spanische Bücher und einige Handschriften. In Wien suchte er vergeblich einen der von Cortez an Karl V. geschriebenen Briefe, erhielt aber Abschriften einiger Schriftstücke und eine Reihe mexikanischer Zeichnungen, die dann dem Werke beigegeben wurden.

Um über die Versuche der russischen Regierung, den Ostweg nach Amerika zu entdecken, genau und ausführlich berichten zu können, wandte sich Robertson durch Vermittlung des englischen Leibarztes Rogerson an die Kaiserin Katharina II., die ihm bereitwilligst eine Übersetzung des Tagebuches des Kapitäns Krenitzin und dessen Seekarte zusenden ließ. Dadurch konnte er wirklich etwas Neues aus bester Quelle berichten. Alexander Dalrymple übergab ihm wertvolle Bücher, darunter zwei starke Bände Bittschriften der spanischen Kolonisten in Amerika an die Regierung des Mutterlandes unter Philipp III. und IV.

Wir sehen ihn eifrig am Werke, sich für das damals neue Gebiet der amerikanischen Geschichte vorzubereiten; und doch wußte er, daß ihm die Hauptquelle gar nicht zugänglich war. Recht bitter klagt er über die abweisende Haltung der spanischen Regierung, die in übertriebener Ängstlichkeit noch immer an der Verordnung Philipps II. festhält und die im Archiv zu Simancas aufbewahrten Akten den eigenen Untertanen nur in ganz beschränktem Maße zugänglich macht, die Ausländer aber von jeder Benutzung ausschließt. Wohl wurden die Papiere 1785 nach Sevilla gebracht und bildeten in der Casa Lonja das Indien-Archiv, aber erst in neuerer Zeit haben die Forscher Zutritt erhalten, wonach Robertson sich vergeblich gesehnt hatte. So konnte Ernst Schäfer seine Studien an Ort und Stelle betreiben, worüber er in einem Artikel des „Tag" vom 31. März 1925 berichtet.

Fragebogen.

Eine merkwürdige Fragebogenmethode soll den empfindlichen Mangel an Berichten über Sitten und Gebräuche fremder Völker beseitigen. Robertson schickt dem englischen Gesandtschaftsprediger Waddilove in Spanien Fragen über die Kultur der Eingeborenen von Amerika und über Einrichtungen in den spanischen Kolonien zu, die der Geistliche übersetzt und sie zur Beantwortung hochgestellten und in amerikanischen Dingen wohlbewanderten Personen weiterreicht. Diplomaten und Missionare werden bemüht, über Nord- und Südamerika zu berichten.

Für die Untersuchung der Kenntnisse der Alten von Indien wertet er die Freundschaft mit hohen Beamten des Civil- und Militärdienstes dahin aus, Einzelheiten über die inneren Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner zu erfahren. Mit Unterstützung des Mathematikprofessors Playfair in Edin-

burg vermag er sogar zu berichten, nach welcher Methode die Alten die Lage des Ortes berechnet haben.

5.) Art der Quellenbenutzung.

a) Theoretische Forderungen.

Robertson hat sich über Quellenbehandlung niemals zusammenhängend geäußert. Die vereinzelten Bemerkungen in den Werken bieten jedoch Fingerzeige für ein Gesamtbild.

Er lehnt es ab, in der Geschichte Anhaltspunkte für seine Phantasie zu suchen oder die Folgen und Wirkungen möglicher Ursachen in romanhafter Weise zu betrachten. Das in der Geschichte wirkende Kausalgesetz hat der Historiker an realen Vorgängen nachzuweisen. Demgemäß lautet die Forderung: „Der Geschichtsschreiber darf in das grenzenlose Feld der Einbildung und Vermutung keine Ausfahrt wagen; seine eigentliche und einzige Pflicht ist die, daß er wirkliche Begebenheiten erzähle und ihre wirklichen Ursachen und Wirkungen auseinandersetze." (1)

Umfang und Art der „Begebenheiten" machen den Inhalt der Geschichte aus. Da scheint ihm ein wichtiges Objekt das Spiel der menschlichen Kräfte zu sein. „Das ist eine der edelsten Aufgaben der Geschichte, die Menschen in Umständen zu betrachten und zu schildern, in welchen ihre Gemüter in der heftigsten Wallung und alle ihre Kräfte und Leidenschaften angestrengt sind. Die Kriegsunternehmungen und Streitigkeiten zwischen kämpfenden Nationen sind daher sowohl von den alten als auch von den neuen Geschichtsschreibern für ein wichtiges Hauptstück in den Jahrbüchern menschlicher Taten gehalten worden." (2)

Als gleichberechtigtes Glied treten die friedlichen Beziehungen der Völker zueinander in den Kreis der Betrachtungen; dazu gehören Handel, Gewerbe und Wissenschaft. Tief beklagt Robertson die vollständige Vernachlässigung dieser Punkte bei den früheren Historikern. Mit „schmerzlichem Mißvergnügen" stellt er fest, daß die Geschichte verflossener Zeiten wohl die Taten der Eroberer, die die Erde verheert und die Menschen unglücklich gemacht haben, mit kleinlicher

(1) Scotl. I. 198.
(2) Am. I. 122.

Genauigkeit aufgezeichnet, „hingegen die Entdeckung nützlicher Künste und Erweiterung der wohltätigsten Handelszweige mit Stillschweigen übergangen und vergessen hat." (1)

Politik, Handel und nützliche Künste sind Lebensäußerungen eines Volkes, die — als Wirkung gefaßt — einer Erklärung bedürfen. Die Ursachen jener Dinge liegen in der Struktur eines Volkes und in der Natur seines Landes. Diese Einsicht liefert dem Historiker einen Maßstab zur Bewertung der Quellen. Jeder Autor erfreut sich seines Lobes, der Nachrichten über den Kulturzustand bringt. In dieser Hinsicht spricht er rühmend von den Geistlichen in Amerika und hebt besonders den Jesuiten Acosta lobend hervor. (2)

Robertson rechnet zu den „Begebenheiten" dreierlei: Krieg und Politik, Handel und nützliche Künste, Sitten der Völker und die Natur des Landes. Die Geschichte darf nie diese hohen Gesichtspunkte aus dem Auge verlieren und sich nicht etwa mit Nebendingen befassen, wozu z. B. Abenteurer und Emporkömmlinge gehören. So verliert die Geschichte von ihrer Würde durch die Beschreibung des Italieners Rezio am schottischen Hofe der Königin Maria, obwohl er wegen der politisch bedeutsamen Stellung nicht übergangen werden kann. (3)

Hierin haben wir ein verstecktes Bekenntnis zu den Lehren Montesquieus zu sehen; denn dieser verwarf vollständig die Anekdoten und trivialen Einzelheiten über Personen; sie gehören nicht der Geschichte, sondern der Biographie an. Die Geschichte hat sich vielmehr mit den allgemeinen Erscheinungen der Gesellschaft zu befassen. Demgemäß betont auch Robertson neben der politischen die soziologische Seite der Völker.

Die Begebenheiten sollen ferner „wirklich", d. h. wahr sein. Werfen wir einen Blick auf die Mittel und Wege, die nach Robertsons Ansicht zur Feststellung der Wahrheit führen. Freilich, mit modernen Maßstäben darf man hier nicht messen, die Fehler der tastenden Quellenkritik und der unsicheren Forschungswege nicht vom gegenwärtigen Standpunkte aus beurteilen; denn trotz aller Schwächen und Schwankungen führt ihn das optimistische Kulturbewußtsein hin zur Tat, zur Geschichtsschreibung. Die mühevolle Kleinarbeit der Quellenkritik und der Erfassung der historischen Wahrheit wird als lästige Vorarbeit empfunden und häufig genug abge-

(1) India, 49.
(2) Vergl. Am. III. 162.
(3) Scotl. I. 329.

lehnt. „Mutmaßungen und Streitfragen gehen den Geschichtsschreiber nichts an. Sein Gebiet ist enger und auf dasjenige eingeschränkt, was auf zuverlässigen und sehr wahrscheinlichen Zeugnissen beruht." (1) Von der Einleitung zu Karl V. bemerkt Robertson im Vorwort: „In diesem Teil meines Werkes habe ich mich in verschiedene kritische Untersuchungen einlassen müssen, die mehr zur Beschäftigung eines Rechtsgelehrten und Altertumsforschers (antiquary) als eines Geschichtsschreibers gehören." Ähnlich heißt es in dem Vorwort zur Geschichte Schottlands über das Sammeln der bis dahin unbekannten Dokumente: „Es war meine Pflicht, diese aufzusuchen, und ich fand diese u n a n g e n e h m e Arbeit von beträchtlichem Nutzen begleitet."

Das Sammeln und Bearbeiten des Quellenmaterials gehört zu den wesentlichen Aufgaben des Historikers; der darauf gerichtete Fleiß füllt nur vorhandene Lücken aus. Nicht in der Tätigkeit als Geschichtsforscher erblickt Robertson den Schwerpunkt seiner Arbeit, sondern darin, als Geschichtsschreiber über das schon bereit liegende Material frei verfügen zu können. Nun schaltet er mit den Quellen nicht so eigenmächtig wie Voltaire, der nur die Namen der Autoren nennt und dann noch zu dem Zwecke, sie lächerlich zu machen oder den einen durch den andern zu widerlegen. Dem ernsten und würdigen Robertson liegt solches Verfahren fern; wohl kritisiert er seine Gewährsmänner, verspottet sie aber nicht. Mit den älteren gelehrten Geschichtsschreibern behält er noch soviel Fühlung, daß er nach ihrem Vorbilde die Quellen anführt, aus denen er schöpft. Mit Selbstgefälligkeit läßt er sich im Vorwort zu Karl V. vernehmen: „Ich habe sorgfältig die Quellen bezeichnet, aus denen ich meine Nachrichten geschöpft und mit gewissenhafter Genauigkeit die Schriftsteller zitiert, auf deren Ansehen ich mich stützte." Diese Praxis verdichtet sich bei ihm bald zur Notwendigkeit, wie er im Vorwort zur Geschichte von Amerika ausdrücklich bemerkt.

Das Bestreben, die Gewißheit aller Nachrichten der Geschichte durch Autoren zu erhärten, darf nicht auf pedantische Ängstlichkeit oder eitle Prahlerei mit zusammengelesenem Wissen gedeutet werden. Vergegenwärtigt man sich einerseits die schroffe Ablehnung aller Mutmaßungen im Reiche der Geschichte und bedenkt andererseits seine beständige

---

(1) Am. II. 14.

Zuflucht zu Autoren, sobald ihn die Untersuchung auf dunkle und wenig betretene Wege führt, so ergibt sich daraus die tiefe Absicht, den ganzen Tatbestand der Geschichte empirisch zu erfassen. Hinlängliche Zeugnisse und Beweise macht er geradezu zum Prüfstein für die Wahrheit eines historischen Ereignisses; er nimmt sie nicht unbesehen hin, sondern prüft, ob sie mit der Wahrscheinlichkeit bestehen können. Darin besteht der große methodologische Fortschritt in der Quellenkritik der Aufklärungszeit, in dessen Dienst sich Robertson bewußt stellt. Er verwahrt sich ausdrücklich gegen den Vorwurf der Leichtgläubigkeit und des Skeptizismus, bestreitet aber nicht, daß man bei der Untersuchung früherer Begebenheiten leicht in diese Extreme fallen könne. Leichtgläubigkeit sei nur allzu häufig anzutreffen; denn „es ist eine gewöhnliche Schwachheit der Altertumsforscher, alles zu glauben, was sie in alten Papieren finden." (1) Er ist sich dessen bewußt, daß diese Quellen oft nicht mehr enthalten als die Verleumdungen der Parteien und die täglichen Lügen. Diese Einsicht treibt ihn aber nicht in die Arme des Skeptizismus Hardouinscher Richtung. Mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes prüft er nur, ob die Begebenheiten mit der Wahrscheinlichkeit bestehen können; vor diesem Richterstuhl haben sich alle Berichte auszuweisen; von hier aus verwirft er alle nicht durch Urkunden beglaubigten Nachrichten über den Ursprung der Völker als sagen- und fabelhaften Kram ohne jeglichen historischen Wert. Der überlieferte Ursprung und die erzählten Taten sind ihm nach Analogie des individuellen Lebens nur Erzeugnisse der Kindheit und Jugendzeit, denen kein Wahrheitsgehalt zugesprochen werden kann; sie verdienen weder Beachtung noch Aufzeichnung. Der vorhandene Wust läßt sich psychologisch aus der unvermeidlichen Eitelkeit aller Nationen erklären: Dichter und Chronikenschreiber sind bemüht, die dunkle Zeit mit glanzvollen Heldentaten zu füllen. Die Geschichte beginnt oftmals mit diesen törichten und ungereimten Erdichtungen, anstatt nur von den gleichzeitigen schriftlichen Zeugnissen auszugehen.

Diese kühl rationalistischen Überlegungen auf den konkreten Fall der schottischen Geschichte angewendet, stürzen den ganzen Fabelbau der Vorzeit um. Die Geschichte Schottlands beginnt erst mit dem Jahre 81 nach Chr., weil von dieser Zeit an gesicherte Nachrichten von römischen Schriftstellern vorliegen.

Nach diesen, der französischen Schule entnommenen Gesichtspunkten, kritisiert Robertson seine Vorgänger in Schott-

(1) Scotl. I. 343. u. India, I. 97.

land. John Major und Hector Boethius verdienen als „leichtgläubige" Autoren keine Beachtung. Scharfer Tadel trifft Buchanan, der trotz seines Geschmackes und seiner edlen Schreibart unkritisch gewesen ist, da er die unwahrscheinlichsten Fabeln der Chronikenschreiber mit großer Einbildungskraft ausgeschmückt und verfeinert hat. (1) Was Buchanan rationalistisch um- und ausdeutete, trennt Robertson mit scharfem Schnitt von der eigentlichen Geschichte und verrichtet die verdienstvolle Arbeit, dem sagenhaften schottischen Heldenzeitalter das Grab geschaufelt zu haben. Mit sicherer Hand zieht er die Grenzlinien zwischen Einbildung und Tatsachen, Dichtung und Geschichte.

Die negative Kritik läßt nun nicht einen entgeisterten Trümmerhaufen zurück. Es finden sich bei ihm positive Ansätze, um die Vergangenheit der Völker zu erschließen. Als brauchbares Mittel nennt er die Verwandschaft der Sprache, der Sitten und der gottesdienstlichen Gebräuche; denn „diese Umstände entscheiden über den Ursprung der Nationen weit gründlicher als die fabelhaften Überlieferungen und Märchen übel unterrichteter und leichtgläubiger Chronikenschreiber." (2)

Wie die ganze Natur, so sieht auch Robertson die Geschichte dem Kausalgesetze unterworfen. Diese theoretische Ansicht zwingt ihn zu der praktischen Maßnahme, für jede historische Tatsache eine entsprechende Ursache anzugeben. Die Ursachen müssen ebenso wie die Tatsachen empirisch erfaßbar sein und vor der Wahrscheinlichkeit bestehen können. Natürliche Wirkungen und Verhältnisse setzen auch natürliche Ursachen voraus. Diese klare Logik haben viele Geschichtsschreiber unbeachtet gelassen und schrieben z. B. den Tod berühmter Personen außerordentlichen Ursachen zu. So behauptet Robertson gegen Thuanus, Adrianus, Frà Paolo, Purata u. Pallavicini, daß die Krankheit u. der Tod des 82-jährigen Pauls III. 1549 in dem hohen Alter des Papstes einen natürlichen Grund habe und nicht, wie jene Historiker angeben, in dem heftigen Zorne über den Verrat seines Enkels Octavio. (3)

Ebenso sind die Beschlüsse der Konzilien auf ganz natürliche Weise zustande gekomen; jede unmittelbare, übernatürliche Einwirkung muß als unwahrscheinlich beiseite gesetzt werden. Das erhellt deutlich aus den Berichten über das

(1) Scotl. I. 5.
(2) Scotl. I. 3.
(3) Karl, IV. 3 ff.

Konzil von Trient, die es einem „verständigen Manne" nicht leicht machen zu glauben, „ein außerordentlicher Einfluß des Heiligen Geistes habe diese Versammlung geleitet und ihre Entschlüsse eingegeben." (1) Die außerweltliche Macht erlaubt sich auch keinen unmittelbaren Eingriff zum Zwecke der Belohnung oder Bestrafung für Gesinnungen und begangene Taten. In diesem Sinne hebt Robertson tadelnd hervor, wie der sonst so aufgeklärte Guicciardini den Tod des spanischen Offiziers Miglan, der bei der Belagerung von Neapel erschossen wurde, als Strafe des Himmels hinstellt, weil besagter Offizier sich der Freilassung des Papstes Clemens VII. widersetzt habe. (2) Gottes Walten ist wohl in der Geschichte spürbar, doch durchbricht es niemals die ununterbrochene Wirksamkeit der Gesetze. Wie das im einzelnen zugeht, wird im II. Teil, Kapitel „Übersinnliche Faktoren" erläutert werden.

Als Fehlerquelle bei der Betrachtung der Geschichte bezeichnet Robertson ferner die bei den Altertumsforschern beliebte Art und Weise, Formen und Begriffe ihrer eigenen Zeit auf Einrichtungen und Sitten der Vergangenheit zu übertragen. So fanden die französischen Rechtsgelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts die absolute Monarchie vor und schlossen daraus, sie wäre immer da gewesen. Mit sicherer Miene behauptet Real: „Die Regierung von Frankreich ist heute ganz monarchistisch, so wie sie von Anfang an gewesen; unsere Könige waren ursprünglich ebenso uneingeschränkt, wie sie es gegenwärtig sind." (3) Was die Franzosen als Dauerzustand faßten, sah Robertson als Produkt einer Entwicklung und näherte sich so unserer modernen Auffassung. Überraschend neu klingt seine Forderung, den Charakter der Menschen nach den Grundsätzen und der Denkungsart ihrer eigenen Zeit zu prüfen und zu beurteilen. Hätte er dieses Zugeständnis ganzen Zeitaltern gemacht, so wäre er zu einer wahrhaft genetischen Betrachtungsweise gekommen. Dieser wichtige Schritt ist aber aus formalen Gründen unterblieben und zeigt die Schwäche des Historikers deutlich. Die guten Grundsätze seiner sonstigen Kritik bleiben hiervon unberührt. (4)

b) Praktische Durchführung.

Robertson hat häufig abgeleitete Quellen benutzt. Sobald er in seiner Arbeit auf Gebiete stößt, die nicht im Brennpunkt

(1) Karl, IV. 86. (2) Karl, I. 178. (3) Karl, I. 474.
(4) Vergl. II. Teil, Kap. 2.

wissenschaftlicher Erörterungen stehen, die nicht den Zankapfel der Parteien bilden, überläßt er sich willig der Führung seiner Gewährsmänner. Die vorgefundenen Tatsachen ordnet er nach seinen Gesichtspunkten und durchdringt das Ganze mit eigentümlichen Grundvorstellungen, von denen noch später zu sprechen sein wird. Jetzt soll an einigen Beispielen gezeigt werden, wie er die quellenkritischen Ansichten in die Praxis umgesetzt hat.

Guicciardini wird neben Frà Paolo ein „wegen Genauigkeit und Wahrheitsliebe berühmter Schriftsteller"genannt; er ist die Hauptquelle für die Geschehnisse in Italien. (1)

Ranke hat in der Abhandlung „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber" auch diesen Italiener unter die Lupe genommen und bewiesen, daß er vielfach Galeazzo Capra — genannt Capella — kopiert, d.h. fremde und dazu noch falsche Erzählungen ohne Nachforschungen übernommen hat. Das Geschichtswerk besitzt nur den Wert einer mangelhaften Bearbeitung, das Ansehen des Verfassers besteht zu Unrecht. (2)

Das stimmt nun schlecht zu Robertsons Urteil; gewiß hat der schottische Historiker fehlgegriffen, wie so viele mit ihm, aber nicht nur aus Kritiklosigkeit. Guicciardini betrachtet die Geschichte kühl rationalistisch, erörtert eingehend die Ursachen der Begebenheiten, zerpflückt die Triebfedern der menschlichen Handlungen und besitzt den Vorzug eines gleichzeitigen Berichterstatters. Das ist es, was ihn in Robertsons Augen so wertvoll macht. Von hier aus beurteilt er ihn durchaus richtig. Guicciardini ist ihm „der schlaueste vielleicht unter allen neueren Geschichtsschreibern und der kühnste, wenn es auf die Schilderung der Laster und der Ehrsucht der Päpste ankommt." (3) Was Robertson hier sagt, führt Ranke mit als Grund für den Erfolg Guicciardinis an. „Die Kühnheit, mit der man Papst und Kirche von einem katholischen Schriftsteller behandelt, mit der man die geheimsten Entschlüsse der Fürsten enthüllt sah, daß in ihm keine Spur von Schmeichelei ist, mag einen Teil dieses Beifalls erworben haben." (4) Den Kern, das Innere des Wesens des Guicciardinischen Geschichtswerkes hat Robertson richtig erkannt, über den Quellenwert hat er sich getäuscht.

---

(1) Karl, II. 125.
(2) Ranke: Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber. II. Aufl. Leipzig, 1874. S. 30.
(3) Karl, I. 178. (4) Ranke, a. a. O. 37.

Glücklicher war Robertson in der Wahl der anderen viel zitierten Schriftsteller. Dem Sleidanus schenkt er mit Recht volles Vertrauen, fragt allerdings nicht nach der Echtheit der diesem Schriftsteller zur Verfügung stehenden Urkunden. Ranke verneint diese Frage z.B. bei Sleidans Bericht über die Wahl Kaiser Karls V., der Reden anführt, die schon bei Sabinus zu finden und lediglich als Schulübungen zu betrachten sind. Bellays Memoiren bedeuten mehr, als der Titel vermuten läßt. Ausführlich und wahrheitsgemäß berichtet er über die Streitigkeiten zwischen Karl und Franz unter Verwendung persönlicher Betrachtungen. Sandovals Lebensbeschreibung Karls V. besitzt den Charakter und Wert einer Urkundensammlung; dasselbe kann von Petrus Martyrs Briefen gesagt werden. Jovius und Zurita werden sogar von Ranke für zuverlässig und glaubwürdig gehalten.

Kurz und treffend äußert sich Robertson über die historiographische Eigentümlichkeit seiner Gewährsmänner für die Geschichte von Amerika. Das Urteil ist heute noch nicht überholt, was Fueter ausdrücklich betont. (1) Selbst Prescotts quellenkritische Bemerkungen in der Geschichte Spaniens, Mexikos und Perus erfassen nicht so scharf ihr Wesen. Robertsons Ansichten über seine Gewährsmänner lassen sich dahin zusammenfassen: Über die Eroberung von Neuspanien liegen ursprünglichere und zuverlässigere Quellen vor, als über einen sonstigen Geschichtsausschnitt Amerikas. Cortez' Briefe an Karl V. sind die schätzbarsten und der Zeit nach die ersten. Sie gereichen dem Schreiber zur Ehre; denn seine Schilderung ist natürlich, ungekünstelt und deutlich. Die ausführliche Geschichte seines Zuges wird noch wertvoller durch die Bemerkungen über die Staatsregierung und Sitten der Mexikaner. Es liegt ihm augenscheinlich daran, seine Taten in günstigem Lichte darzustellen; seine Siege dürften daher übertrieben, seine Verluste gemindert und seine strengen und gewaltsamen Maßregeln bemäntelt sein. Das zeitlich nächste Werk schrieb Gomara. Seine Cronica de la Nueva Espagna erschien 1554. Sein Stil ist fließend, ja zierlich, der Gedankengang klar. Trotz dieser Verdienste muß ihm Ungenauigkeit und Leichtgläubigkeit vorgeworfen werden; denn er bemüht sich, die Taten seines Helden zu verherrlichen und Schattenseiten zu verschweigen oder zu beschönigen. Seine Stellung erklärt seine Fehler: als Hauskaplan des aus Amerika zurückgekehrten Cortez schrieb er sein Werk wahrscheinlich auf dessen Wunsch. Dagegen kritisiert er

(1) E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie. München — Berlin, 1911. S. 294.

die Maßregeln der spanischen Regierung freimütig, was ihm dann auch das zeitweilige Verbot seiner Cronica und der Historia de las Indias eingetragen hat.

Als Gegenstück zur Chronik des Gomara hat die Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva Espagna zu gelten, die Cortez' Begleiter und Mitkämpfer Bernal Diaz del Castillo verfaßte. Der alte, ungelehrte Soldat griff entrüstet zur Feder, um seine w a h r e Geschichte zu schreiben, die auch den Anteil der Mitkämpfer des Cortez an den Ruhmestaten gebührend hervorhebt. Seine verwirrende Erzählung weist alle Merkmale der Zuverlässigkeit eines Augenzeugen auf. Das Buch gehört zu den sonderbarsten Geschichtswerken.

Des größten Ansehens erfreute sich die Historia de la Conquista de Mexiko von Don Antonio de Solis, die 1684 erschien. Der gelehrte Ruf übersteigt weit das wirkliche Verdienst. Solis mag als erster Schriftsteller der kastilianischen Sprache angesehen werden, sein Stil ist aber geschraubt und seine Betrachtungen sind seicht. Zudem fehlen ihm alle Eigenschaften eines Geschichtsschreibers. Er besitzt weder den nötigen Fleiß im Nachforschen noch die erforderliche Unparteilichkeit. Alles ordnet er seiner Lieblingsidee unter, Cortez zum vollkommenen Helden zu stempeln. Er ist weniger beflissen, die Wahrheit zu entdecken, als glänzend zu erzählen. Er kann mit Gomara in dieselbe Reihe gestellt werden.

Unter allen spanischen Schriftstellern gibt Herrera den vollständigsten und genauesten Bericht sowohl über die Eroberung von Mexiko als auch über alle anderen Ereignisse in Amerika. Er stützt sich nicht nur auf Bücher, sondern zieht auch die Originale und Staatsurkunden zu Rate. Die Zeug nisse beurteilt er billig und unparteiisch. Seine Dekaden gehören zu den verständigsten und nützlichsten historischen Sammlungen. Hätte er durch die strenge chronologische Ordnung die Begebenheiten nicht so zerrissen, so könnte man ihn mit Recht zu den vortrefflichsten Geschichtsschreibern Spaniens zählen.

Über die Eroberung Perus schrieb Don Augustin Zarate 1555 das schätzbare Werk: Historia del Descubrimiento y Conquista de la Provincia del Peru. In seiner Eigenschaft als Generalkontrolleur der Staatseinkünfte in Peru bot sich ihm Gelegenheit, genaue Nachrichten über die Sitten der Peruaner einzuziehen; seine Sorgfalt hierbei machen seine Berichte zu einer sehr glaubwürdigen Quelle.

Garzilaso de la Vega veröffentlichte 1609 die Comentarios Reales del Origen de los Reies del Peru. Als Sohn eines spanischen Offiziers und einer Frau aus dem Geschlechte der Incas sah man in ihm den geborenen Peruaner, von dem zuverlässige Nachrichten wohl erwartet werden durften. Sein Werk erfreute sich auch einer besonderen Glaubwürdigkeit. Bei näherer Prüfung zeigt es sich, daß Vega Inca — wie er sich stets zu nennen beliebte — nicht viel mehr als einen Kommentar zu den spanischen Verfassern der peruanischen Geschichte geliefert oder Auszüge aus den Werken der spanischen Schriftsteller zusammengestellt hat. Man wird bei ihm vergeblich Plan, Ordnung, scharfe Trennung des Fabelhaften vom Wahrscheinlichen und Wahren sowie gewandte Schreibart suchen. Trotzdem ist sein Werk nicht ganz unbrauchbar. Die Kenntnis der peruanischen Sprache setzte ihn in den Stand, einige Irrtümer der Spanier zu berichtigen und Neues über seine Landsleute zu bringen. (1)

Eine weniger glückliche Hand bekundete Robertson in der Benutzung seiner Gewährsmänner bei der Beschreibung der Verschwörung des Fiesco in Genua. Er schöpfte aus: Sigonius, Vita Andreae Doriae; Folieta, Conjuratio Jo Ludov. Fiesci; De Retz, La Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque. (2) Robertson dürfte den Schriftstellern besonderes Vertrauen geschenkt haben, weil diese — Retz ausgenommen — als Söhne Italiens und der Zeit nach, den Vorgängen in Genua besonders nahe standen. Er übersah, daß die Berichte infolge der sozialen Abhängigkeit der Schriftsteller höchst parteiisch zugunsten der Familie Doria geschrieben waren; demgemäß sahen sie in Andreas Doria den edlen, klugen und freiheitlichen Patrioten, während der Graf Fiesco in den dunkelsten Farben gemalt und zum demagogischen Ungeheuer gestempelt wurde. Diese Auffassung eignete sich nun Robertson an. Retz dagegen sucht Fiescos Unternehmen hier und dort bewundernd zu rechtfertigen. Anstatt diese Ansätze zum Hebel einer tieferen Kritik zu benutzen, weist Robertson auf das jugendliche Alter des Schreibers hin, das ihm diese Bewunderung für Fiescos Verschwörung eingegeben habe und stützt seine Erklärung damit, daß der Kardinal Richelieu auf Grund dieser Schrift den unruhigen und gefährlichen Geist des jungen Theologen vorher gesagt hat. (3) Bei Retz hätte Robertson auch finden können, wie es mit der Großmut und Mäßigung des nach Genua zurückgekehrten Doria eigentlich beschaffen

(1) Vergl. Am. II. 256—58. u. III. 200—201.
(2) Karl, III. 425.
(3) Karl, III. 425.

war. Ein Satz wie dieser wäre unmöglich gewesen: „Gegen Abend kam Andreas Doria wieder in die Stadt, empfangen von dem Jubelgeschrei der Einwohner. Obgleich Unglück und Gefahr der letzten Nacht noch frisch im Gedächtnis haftete, und der verstümmelte Leichnam seines Verwandten vor ihm lag, so war dennoch seine Mäßigung und Großmut so erhaben, daß das vom Senat über die Verschworenen gefällte Urteil das zur Aufrechterhaltung der Ordnung nötige Maß der Strenge nicht überstieg, und das weder von Verdruß noch Rachgier diktiert war.“ (1)
Robertson redet den italienischen Autoren nach, Fiesco hätte aus Habgier den Palast seines Gegners nicht stürmen lassen, obwohl Doria dabei hätte leicht ermordet, jedenfalls aber an der Flucht gehindert werden können. Fiesco wünschte die ganze Beute selber sich anzueignen. Diese alberne Motivierung macht sich auch Robertson zu eigen, um mit moralischer Entrüstung von den „niederträchtigen Absichten“ Fiescos zu sprechen. Für die Beurteilung Dorias Charakters hätte Robertson eine wertvolle Auslassung des von ihm so hoch geschätzten Guicciardini in der Storia d'Italia verwenden können: Andreas Doria verließ den französischen Dienst nicht wegen der schlechten Behandlung oder Nichterfüllung eines Wunsches, sondern nur, weil es für ihn aussichtsreicher schien, im kaiserlichen Dienste unter der Maske der Befreiung seines Vaterlandes seine eigene Größe aufzurichten.

Den wahren Tatbestand der ganzen Verschwörung hat Richard Weltrich in dem Aufsatz: „Schillers Fiesco und die geschichtliche Wahrheit“ beleuchtet. Weltrich kommt zu dem Ergebnis: „Der „„in Wollüsten““ ertrunkene Fiesco ist ein Geschöpf des Engländers Robertson, der in dieser Richtung willkürlicher als jeder andere seinen Pinsel spazieren gehen ließ.“ (2)

Gewiß wird dem schottischen Historiker der Vorwurf versäumter Quellenforschung in dieser Frage nicht gemacht werden können; denn die damals vorhandenen Nachrichten lagen ihm vor, und die Hauptquellen ruhten zu seiner Zeit noch wohl verschlossen im Archiv zu Simancas; sie wurden erst im Laufe des 19. Jahrhunderts veröffentlicht. Es muß aber auch gesagt werden, daß Robertsons Bemühungen nicht darauf ge-

(1) Karl, III. 425.
(2) Marbacher Schillerbuch, III. Stuttgart und Berlin, 1909, Richard Weltrich: „Schillers Fiesco und die geschichtliche Wahrheit.“ S. 356.

richtet waren, das Wissen in dieser Angelegenheit über den damaligen Stand hinauszubringen. Wertvolle Ansätze bei Retz und Guicciardini ließ er unbeachtet, vertraute sich dagegen ganz den italienischen Spezialschreibern an, ohne den Versuch zu machen, deren historiographische Eigentümlichkeit zu erfassen. Darüber hinaus zog er allzu scharf die Grenze in der moralischen Beurteilung beider Spieler: Doria der vollendete Engel, Fiesco der vollendete Teufel. Dadurch half er Geschichtslügen verbreiten, die heute noch fortleben, dank der großen Verbreitung seiner Werke. Ein Vorzug darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß Robertson in der politischen Bewertung der Verschwörung einen besseren Instinkt verriet als seine Gewährsmänner, die in ihr lediglich einen Putsch, eine innere Angelegenheit Genuas sahen. Robertson brachte sie von vornherein in den großen Zusammenhang der europäischen Politik, deren Tummelplatz eben Italien war, wo sich die Interessen Karls V., des Papstes und Frankreichs kreuzten. Nach ihm war sie ein Zwischenspiel im Kampfe um Italien, dessen Einfluß sich auf die kaiserliche Politik bemerkbar machte: der Kaiser hielt die nördlich der Alpen aufmarschierten Truppen für etwaige Vorfälle in Italien zurück, worunter die beabsichtigten Unternehmungen in Deutschland leiden mußten.

Zu großen Glauben schenkte Robertson den ergötzlichen Anekdoten, die sich an den Klosteraufenthalt Karls V. knüpfen. Ganz ernsthaft und ausführlich berichtet er z. B. über die Begräbnisszene, bei der sich Karl selbst in den Sarg legte u. s. w.

Abgesehen von manchen Leichtgläubigkeiten führt der vorurteilslose Standpunkt unserers Historikers zu recht glücklichen Griffen in der Handhabung und Beurteilung der Quellen, wovon bereits sein erstes Geschichtswerk Beweise gibt.

Ohne Zweifel bildet die Behandlung des Problems Maria Stuart eine Kraftprobe für jeden Historiker, zumal für einen der damaligen Zeit. Robertson erkennt klar, daß die Geschichte der schottischen Königin bis dahin nur vom Parteistandpunkte aus geschrieben worden war; sein Bestreben geht dahin, unabhängig von allen Bindungen sozialer und religiöser Art, eine kritische Geschichte dieses Gegenstandes zu liefern. Mit beachtenswerter Strenge zerpflückt er seine Berichterstatter, wovon einige Beispiele zeugen mögen:

Buchanan sieht in dem Verhältnisse Marias zu Rezio eine strafbare Liebe; die andern Historiker, Knox, Melvil und

Keith lassen es bei der Vermutung bewenden. Robertson setzt die Sonde wie folgt an: am Hofe der schottischen Königin hielt sich der englische Gesandte Randolph auf, ein Mann, der stets bereit war, alle Fehltritte Marias zu erforschen und in übertriebener Weise der Königin Elisabeth zu melden. Nun findet sich in seinen Berichten auch nicht die geringste Andeutung eines unerlaubten oder strafbaren Verhältnisses der Maria zu Rezio. Das Stillschweigen Randolphs ist somit ein gültiger Beweis für ihre Unschuld. (1)

Aus einem anderen Grunde verwirft Robertson die Berichte Buchanans und Knox' über das Verhältnis Marias zu Bothwell. Beide Schriftsteller waren gar nicht in der Lage, die Wahrheit sagen zu können, da sie wegen ihres bürgerlichen Standes einen näheren Umgang weder mit Maria noch mit Bothwell gehabt haben. Außerdem wurden ihre Meinungen in diesen Dingen noch durch blinden Eifer und Vorurteile getrübt, so daß sie als übereilt, unbesonnen und ungenau abgetan werden müssen. In keinem Falle dürfen die Erzählungen dieser Männer eine Grundlage für die Beurteilung des Verhältnisses abgeben Der Historiker kann hier nur von den Wirkungen auf die Ursachen schließen, wobei ihm die Seelenkunde behilflich ist. (2)

Man wird keine geringe Meinung über die Schärfe der Kritik hegen dürfen in Anbetracht der Tatsache, daß Robertson in Knox den Organisator der Kirche verehrte, als deren Prediger er sich selber aufrichtig fühlte und noch dazu in Knox, der Familientradition zufolge, seinen leiblichen Ahnherrn erblickte.

In der Beurteilung der Gewährsmänner finden sich Treffer und Nieten.Die Fehlurteile lassen sich größtenteils aus den mangelhaften Überlieferungen erklären; sie sind auch nicht so schwerwiegend, daß der ernste Wahrheitswille des Schotten bezweifelt werden könnte. Die strenge Sachlichkeit, mit der er die Berichte seiner stammesgleichen Geschichtsschreiber prüft, zeigen seinen vorurteilslosen Standpunkt deutlich genug. Die klare Erfassung der wesentlichen Eigentümlichkeiten der übrigen von ihm benutzten Schriftsteller ist ein unbestreitbarer Vorzug, der, trotz Irrtümer im Einzelfalle, bestehen bleibt.

Betrafen die vorstehenden Bemerkungen mehr die Geschichtsschreiber, aus denen Robertson schöpfte, so enthalten die folgenden Ausführungen einige Beispiele, wie er Urkundensammlungen und Chroniken benutzt hat. Eine großzügige

(1) Scotl. II. 12—13.
(2) Scotl. II. 31.

Kritik wird man bei der teils engherzigen, teils feindseligen Einstellung der Beurteiler nicht erwarten dürfen. Es handelt sich aber doch um den Versuch, die umlaufenden Phrasen über die „Ungenauigkeit und Flüchtigkeit" Robertsons durch Beweise zu ersetzen. Ein längeres Verweilen bei diesem Punkte scheint mir daher gerechtfertigt zu sein.

S. R. Maitland hat in dem Werk „Dark Ages" eine ganze Reihe von Irrtümern und willkürlichen Auslegungen zusammengestellt, von denen ich einige herausgreife.

Robertson schreibt (Karl, I. 24—25.): „Persons of the highest rank, and in the most eminent stations, could not read or write. Many of the clergy did not understand the breviary which they were obliged daily to recite; some of them could scarcely read it."

Robertson hat hier die Zeit vom 7. bis 11. Jahrhundert im Auge. In dieser Periode hat es aber noch kein Brevier gegeben. Obwohl dieser Irrtum an sich unwesentlich ist, führt Maitland ihn an „as one of the proofs which Robertson gives that he was not very familiar with a subjekt on which he ventured to speak in very broad and general terms, but evidently without scrupulous exactness." (1)

Im Anschluß an die genannte Textstelle führt Robertson in den „Beweisen und Erläuterungen" S. 309 unter Berufung auf Du Cange aus:„Innurable proofs of this might be produced. Many charters, granted by persons of the highest rank, are preserved, from which it appears that they could not subscribe their name."

Bei der Nachprüfung der Quelle hat Maitland gefunden, daß es sich um vier Fälle handelt, die Mabillon vom 7.—11. Jahrhundert anführt, und die auch in der Übersetzung der Benediktiner-Ausgabe des Du Cange enthalten sind, auf die Robertson verweist. Diese vier Beispiele haben aber nicht die Beweiskraft, um die allgemeine Behauptung zu rechtfertigen, Personen vom höchsten Rang könnten nicht schreiben. Gewiß war die Unkenntnis des Schreibens damals sehr groß. Wenn Robertson aber von „unzähligen Beweisen" spricht und angibt, „viele" Urkunden wären auf uns gekommen, von denen „es scheint", daß die Personen nicht schreiben konnten, so scheinen seine Schlußfolgerungen wohl übertrieben zu sein.

(1) S. R. Maitland, The Dark Ages. Sixth Edition, London, 1890. S. 33.

Robertson fährt Seite 310 fort:„One of the questions appointed by the canons to be put to persons who were candidates for orders was this, „ „Wether they could read the gospels and epistles, and explain the sense of them, at least literally?“ “

Die Belegstelle bei Brucker, auf die Robertson aufmerksam macht, besagt: „Si Evangelium et Epistolam b e n e legere possit, atque saltim ad literam sensus ejus manifestare. Item si sermonem S. Athanasii de fide S. S. Trinitatis memoriter teneat, et sensum ejus intelligat, et verbis communibus enuntiare sciat.“

Robertson sagt nicht, um welche Sprache es sich handelt, doch unzweifelhaft ist es Lateinisch. Der Kandidat wurde nicht gefragt, ob er lesen gelernt hatte oder aber ob er Lateinisch lesen könne, sondern ob er Lateinisch g u t zu lesen imstande sei. Voraussetzung war doch, daß er lesen konnte. Die Auslassung des Wortes „bene“ und der geringschätzige Unterton änderten doch den eigentlichen Sinn der Beweisstelle. Robertson wurde der Stelle philologisch nicht gerecht. Weitere Beispiele anzuführen, würde ermüden.

Maitland bemüht sich, „to show the carelessness with which Robertson quoted“; oder „to call the extreme carelessness with which Robertson quoted.“ (1)

Der schroffe Tadel bedeutet schon der Form nach einen Mißgriff. Die heftige Polemik wird nicht gerechtfertigt durch die an sich unbedeutenden Robertsonschen Irrtümer, sie offenbart uns vielmehr die zwar nicht ausgesprochene, aber doch eigentliche Hauptabsicht des Buches: Maitlands negative Kritik will den Eindruck erwecken, als ob Robertson nur die Schattenseiten des Mittelalters und der Geistlichkeit hervorgehoben habe. Nach dieser Vorarbeit unternimmt es der Verfasser der „Dark Ages“ im II. Teil des Werkes, das Gegenteil von dem zu beweisen, was Robertson behauptet hat. So entsteht vor unseren Augen ein glanzvolles Mittelalter, mit jener Zuversicht entrollt, die wesentlich dazu beitragen soll, in dem Titel „Dark Ages“ eine bittere Ironie zu erblicken. Diese zwischen den Zeilen deutlich durchschimmernde Absicht erhält eine weitere Stütze durch den Titel der umfassenden Sammlung „The Catholic Standard Library“, der Maitlands Buch eingereiht ist.

Eine Prüfung, die sich über das ganze Robertsonsche Buch erstreckt und nicht nur die von Maitland berücksichtigten

---

(1) Maitland, a. a. O. S. 77 u. 79.

Teile ins Auge faßt, stellt doch fest, daß Robertson seine Verallgemeinerungen selber wieder stark einschränkt. Gerade der Geistlichkeit sucht er gerecht zu werden, indem er ihre Kulturarbeit hervorhebt. Neben allerdings heftigen Ausfällen lesen wir aber auch: That scanty portion of science which served to guide men in the ages of darkness, was wholly engrossed by clergy. They alone were accustomed to read, to enquire, and to reason. Whatever knowledge of ancient jurisprudence had been preserved, either by tradition, or in such books as had escaped the destructive rage of barbarians, was possessed only by them. (1)

Ein ebenso grobes Geschütz fährt Robert Southey in seiner „History of Brazil" gegen Robertson auf. Ausgehend von der Frage der Unterdrückung und Unkenntnis bemerkenswerter Tatsachen, wendet er sich in scharfen Worten gegen unsern Historiker: (2)

The same question is applicable to Dr Robertson, who, on this, and many other subjects, in what he calls his History of America, is guilty of such omissions, and consequent misrepresentations, as to make it certain, either that he had not read some of the most important documents to which he refers, or that he did not choose to notice the facts which are to be found there, because they were not in conformity to his own preconceived opinions. A remarkable example occurs respecting a circulating medium; when he mentions the cacao nuts, which were used as money in Mexico and says „this seems to be the utmost length which the Americans had advanced towards the discovery of any expedient for supplying the use of money;" (3) Now, it is said by Cortes himself, that when he was about to make cannon, he had copper enough, but wanted tin, ... and having bought up all the plates and pots, which he could find among the soldiers, he began to enquire among the natives. He then found, that in the province of Tachco, little pieces of tin, like tin coin,were used for money, there and in other places. And this led him to a discovery of the mines from whence it was taken."

Southey kommt zu dem Ergebnis: „The reputation of this author must rest upon his History of Scotland, ... if that can

(1) Karl,I. 85.
(2) Robert Southey, History of Brazil. London 1810. I. Band S. 639.
(3) Robertson, Hist. of America III. 104.

support it. His other works are grievously deficient." (1)

Aber auch ein äußerst wohlwollender Beurteiler Robertsons, der Helmstedter Professor August Remer, sah sich bei der Bearbeitung der Geschichte Karls V. genötigt, Irrtümer des Schotten zu berichtigen. Es handelt sich auch hier nur um kleinere Versehen. Ein Beispiel möge dieses erhärten.

Robertson berichtet von den Hunnen: „Sie rühmen sich frohlockend der Zahl der Feinde, die sie erwürgt haben und befestigen die Häute von den Hirnschädeln derjenigen, die sie mit eigener Hand erschlagen haben, an den Geschirren ihrer Pferde." (2) Er beruft sich dabei auf Ammianus Marcellinus, der aber dieses nicht von den Hunnen, sondern von den Alanen berichtet. (3)

Wenden wir uns nun den Kritikern zu, die zwar in allgemeinen Sätzen „gewisse" Fehler vornehm und herablassend tadeln, aber keine Beweise bringen.

Stephen läßt sich vernehmen: „We have but a superficial view; a superficiality, in the cases of Hume and Robertson, implying inadequate research." ... „They constructed elegant summaries of the knowledge then attainable, but worked in a perfuntory spirit." (4)

Der Franzose Mably spricht Robertson große Verdienste wegen der Erforschung der Heimatgeschichte zu, das lautgepriesene „Hauptwerk" (Geschichte Karls V.) dagegen lehnt er ab: „... un ouvrage croqué, rien d'approfondi, et pour m'en tenir à ce qui regarde l'histoire de France, je rencontrai tous les préjuges et toutes les erreurs de nos Historiens qu'on avoit parcourus trop légèrement. Robertson cite le Président Montesquieu, l'Abbé du Bos, le Comte de Boulainvilliers et moi indigne; mais il paroit qu'il n'entend aucun de ces Ecrivains, puisqu'il en adopte à la fois différentes opinions qui ne peuvent s'associer et qui réunies forment un parfait galimatias historique." (5)

---

(1) Southey, a. a. O. 639.
(2) Karl, I. 256 der Mittelstedtschen Übersetzung.
(3) Remer, a. a. O. I. Bd. S. 30.
(4) Stephen, a. a. O. I. 446 und 58.
(5) L'Abbé de Mably, De la manière d'écrire l'histoire, Paris, 1783. S. 133.

Mit dem Vorwurf der Flüchtigkeit dürfte Mably keinen besonderen Eindruck machen; die bitteren Worte über Robertsons Geschichtsauffassung sind jedoch auf die Grundeinstellung des Franzosen zurückzuführen. Mably sah in Livius das Muster der Geschichtsschreibung und maß mit diesem Maßstabe unbarmherzig die neueren Historiker. Besonders anstößig schienen ihm die Erklärungen der Tatsachen zu sein; er wünschte nur eine Beschreibung der Facta. Es ist verständlich, daß ihm der Geist der neueren Geschichtsschreibung zuwider sein mußte, und es ist gar nicht verwunderlich, daß er Voltaire, Hume, Robertson und Gibbon verurteilt hat. Nach Gibbon konnte ihm überhaupt nichts „Ekelhafteres" mehr kommen. Gibbon erzählt in seinen Erinnerungen eine ergötzliche Geschichte: „An der Tafel meines alten Freundes, des Herrn de Foncemagne, ward ich mit dem Abt Mably in einen Streit verwickelt; und sein eifersüchtiger, zornmütiger Geist rächte sich an einem Werke, das er im Originale nicht lesen konnte." (1)

Sofern andere Schriftsteller sich über Robertson auslassen und dabei die heikle Frage der Quellenbenutzung anschneiden, klagen sie über Mangelhaftigkeit.

Wachler ergeht sich hierbei in allgemeinen Sätzen, ohne den Nachweis anzutreten oder auch nur ein Beispiel zu nennen. Seine Ausführungen über Robertson verdichten sich dahin: „... in der genaueren, tieferen und umfassenden Forschung zeigt er Schwächen, deren Vermeidung andern Pflicht ist." (2) Dieselbe Methode befolgt Friedrich von Schlegel, der nach einigen Lobsprüchen sich hören läßt: „Desto schwächer ist er (Robertson) von einer andern Seite, welche freilich die wichtigste sein sollte, als Geschichtsschreiber in Rücksicht auf den Inhalt. Wie unzuverlässig, oberflächlich, voller Irrtümer er größtenteils in den Tatsachen sei, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt." (3)

Wer als Deutscher Robertsons Geschichte Karls V. liest, wird über das dürftige Bild der Reichsverfassung und der inneren Verhältnisse in Deutschland einigermaßen erstaunt

---

(1) Gibbons Leben. Aus dem Englischen übersetzt. Braunschweig 1797, S. 12.
(2) Ludwig Wachler, Geschichte der historischen Forschung und Kunst. Göttingen, 1818. II. Bd. 2. Abt. S. 642.
(3) Friedrich v. Schlegels sämtliche Werke. 2. Ausgabe, Wien, 1846. II. Bd. S. 150.

sein und leicht den Tadel versäumter Quellenbenutzung aussprechen. Dazu tritt noch die Unkenntnis der deutschen Sprache, die Robertson offen zugibt. (1) Es ist jedoch zu beachten, daß die Einleitung nur eine Übersicht über alle bedeutenden Staaten des Mittelalters geben will. In der eigentlichen Geschichte Karls V. wird Deutschland in politischer Hinsicht allerdings den anderen Staaten — Frankreich und Spanien — nebengeordnet zugunsten Italiens, wo die Interessengegensätze der hohen Politik praktisch ausgetragen wurden. Aber gerade diese politischen Gegensätze bilden den eigentlichen Kern der Geschichte. Deutschland tritt dann wieder in den Vordergrund, jedoch nur, weil es Schauplatz der religiösen Bewegung geworden war. Die deutschen Geschichtswerke, soweit sie damals in lateinischer Sprache vorlagen, sind auch von Robertson benutzt worden; freilich, besonders reichhaltig und kritisch gesichtet waren sie nicht. Es kann nicht eindringlich genug an Rankes Worte erinnert werden: „Wenn die Italiener mit dem Guicciardini, wenn die Spanier mit dem Mariana unzufrieden sind, so ist ihnen aus andern, zum Teil aus trefflichen Büchern gründliche Belehrung bereit. Wir aber, wenn uns Birken und Sleidan nicht genügen,woraus belehren wir uns? ... Bei wichtigen Begebenheiten müssen wir zu Fremden, zu Zurita, zu italienischen Gesandtschaftsberichten gehen und unsere Geschichte von Ausländern erbetteln." (2)

Eine nicht minder berechtigte Klage wäre die gänzliche Ausschaltung der nordischen Staaten, deren Verfassung erst Remer seiner Bearbeitung hinzugefügt hat, was im Vorwort besonders hervorgehoben wird. Diese Länder gehörten nicht zu den Gliedern des europäischen Staatensystems; das war für Robertson der entscheidende Grund, sie stillschweigend zu übergehen. Ausdrücklich macht er darauf aufmerksam, wie Dänemark und Schweden erst 1541 durch das Bündnis mit Franz I. in Berührung mit dem Staatensystem getreten sind. (3)

Schaltet man die unbewiesenen Rügen der angeführten Beurteiler aus, so bleiben noch Maitland, Southey und Remer übrig. Der Deutsche schnüffelte auch nicht nach Irrtümern, sondern glaubte, ganz im Sinne Robertsons die bessernde Hand anzulegen, „welches dieser bescheidene, sich gern beleh-

(1) Karl, III. 469.
(2) Ranke, a. a. O. S. 117.
(3) Karl, III. 262.

rende Mann, selbst nicht gemißbilligt haben würde, wenn er es erfahren hätte." (1) Maitlands und Southeys Kritik läßt die vornehme Sachlichkeit vermissen: sie wird der Form nach gehässig; ihr fehlt der hohe Gesichtspunkt, sie klebt an unwesentlichen Einzelheiten: sie wird dem Inhalte nach kleinlich.

Eine gerechtere Würdigung der quellenkritischen Arbeit Robertsons ist erst möglich, wenn die großzügige Anwendung der von Montesquieu und Voltaire stammenden Anregungen sich in den Vordergrund drängen. (2) Da fällt uns das schon mehrfach hervorgehobene Einfühlungsvermögen in historische Verhältnisse auf. Dieses findet z. B. eine glänzende Rechtfertigung in der Art und Weise, wie Robertson die Entstehung der schottischen Clanschaften aus wirtschaftlichen und verwandtschaftlichen Bedingungen heraus erklärt und dazu bemerkt, daß die anfänglich größtenteils nur in der Einbildung bestehende Blutsverwandtschaft dieser Gemeinden in der zweiten oder dritten Generation wirklich geglaubt wurde. (3) Weiterhin offenbart sich das Einfühlungsvermögen in der Beurteilung der von Caesar und Tacitus stammenden Nachrichten über die alten Deutschen. Robertson ist sich bewußt, daß Caesar ein anderes Volk beschrieben hat als Tacitus, obwohl der Name derselbe geblieben war; denn zwischen beiden Schriftstellern lag ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren, in denen sich die gesellschaftliche Struktur und damit auch die Sitten der Germanen geändert hatten. Die Wandlung muß um so auffälliger gewesen sein, als das Barbarenvolk in immer engere Beziehungen zu den zivilisierten Römern trat. Damit vergrößerte sich gleichzeitig der kulturelle Abstand der Rheingermanen von ihren Stammesbrüdern im inneren Deutschland.

Auf diese Vorgänge und Verschiedenheiten muß der Geschichtsschreiber sorgfältig achten. (4)

Bei Montesquieu fand Robertson Ansätze einer vergleichenden Methode, die sich bei dem Franzosen allerdings nur auf dem Gebiete der Verfassung auswirkten. Diese Anregungen griff der Schotte auf, sah in ihnen ein Mittel zur Erforschung des Ursprungs der Völker, vertiefte sie und übertrug die Vergleichung auf das ganze soziologische Leben. In einer bemerkenswerten Breite und und Ausführlichkeit stellt er die alten Deutschen den Wilden in Nordamerika gegenüber, um auf

(1) Remer, a. a. O. 3. Aufl. Braunschweig 1796. Vorwort S. 5.
(2) Vergl. Kap. „Schlußbetrachtung".
(3) Vergl. Scotl. I. 28.
(4) Karl, I. 278—79.

diese Weise zu erschließen, wie der ähnliche politische Zustand auch eine Ähnlichkeit im Charakter und in den Sitten der beiden Völker bedingt. Die Ergebnisse der Vergleichung besitzen nach ihm eine solche Tragweite, daß sie sogar zum Prüfstein der Nachrichten über die alten Einwohner in Europa verwendet werden können. Umgekehrt ist es zulässig, von einer augenscheinlichen Ähnlichkeit zweier Völker auf eine ähnliche Verfassung und Geistesrichtung zu schließen. Mit feiner Ironie spielt er hierbei den Philosophen gegen den Philologen aus: der Philologe Borchart und seine Schüler hätten in Anbetracht der „erstaunlichen Ähnlichkeit" angenommen, die Deutschen und Amerikaner müssen ein Volk gleicher Abstammung sein. But a philosopher will satisfy himself with observing. „That the characters of nations depend on the state of society in which they live, and on the political institutions established among them; and that the human mind, whenever it is placed in the same situation, will, in ages the most distant, and in countries the most remote, assume the same form, and be distinguished by the same manners." (1)

In Robertson haben wir den Förderer der vergleichenden historischen Methode zu sehen, der die Fingerzeige Montesquieus erweitert und in der Richtung auf das allgemeine Kulturleben der Völker ausgebaut hat. Auf dieser Bahn schritt neuerdings Kurt Breysig fort, vervollkommnete die Methode und wandte sie systematisch auf die ganze Geschichte an.

Die subjektive Beurteilung historischer Tatsachen drängt sich zwar manchmal bei Robertson unangenehm vor, aber immer bemüht er sich, ihm selbst verächtliche Vorgänge zu verstehen und aus dem Geiste der Zeit heraus zu erklären; dabei betont er neben der ideellen Seite auch die realen Gründe, die wirtschaftlichen Umstände. Ein treffendes Beispiel hierfür bieten seine Ausführungen über die Kreuzzüge: die Kirche, als Unternehmerin, benutzt die religiöse Erregung und den kriegerischen Geist für ihre Zwecke. Den Eifer weiß sie durch Gewährung wirtschaftlicher Erleich-

(1) Karl, I. 282.

terungen und Gnadenmittel aller Art rege zu halten. (1)

Robertsons Einstellung zur mittelalterlichen Kirche wird nicht volle Billigung finden, aber nach der Brandmarkung entdeckt er auch gute Seiten an ihr, die im zweiten Teile (Kap. 1c) näher ausgeführt werden. In der Begründung seiner Ansichten verfährt er in einer noch heute üblichen Weise: für die Beleuchtung der heiklen Vorgänge zu Canossa zieht er den Brief Gregors als Beweisstück heran. (2)

Es sei noch ein Umstand erwähnt, der unter den Aufklärungshistorikern nur Robertson eigentümlich ist: er benutzt die Hl. Schrift als Geschichtsquelle, jedoch ohne Kritik. Der Wortlaut enthält für ihn eben die Wahrheit schlechthin. Auf die inspirierten Schriftsteller achtet er mit „Ehrfurcht", wie er selber bezeugt. Ihre gelegentlichen Bemerkungen über Wirtschaftsdinge verwendet er zur Abrundung seiner Handelsgeschichte der Juden und der anderen Völker des Orients. Die Bibel nach dieser Richtung hin auszuwerten, ist doch immerhin beachtenswert. Bedeutsam erscheint ferner die Betonung des wirtschaftlichen Charakters der Eroberungszüge Alexanders d. Gr. „Mitten unter den kriegerischen Unternehmungen, auf welche Alexander bald seine Aufmerksamkeit richten mußte, vergaß er das Verlangen nicht, sich den einträglichen Handel zu verschaffen, den die Tyrier bisher mit Indien getrieben hatten." (3) Der Wunsch und die Aussicht, das Ursprungsland der köstlichen Waren - Indien - zu besitzen, scheinen auf seine militärischen Entschließungen nicht ohne Einfluß gewesen zu sein.

II. Teil.

1.) Die Faktoren des geschichtlichen Geschehens.

Kamen die französischen Rationalisten von den Naturwissenschaften her, so betrachteten die englischen und schottischen Aufklärer die Moral als ihre eigentliche Domäne. Ihre Kämpfe spielten sich mehr auf dem Gebiete der Religion ab, zeigten keinen hitzigen Charakter und beunruhigten nicht alle Bevölkerungsschichten. Das zeigt so recht der Verlauf des

(1) Karl, I. 29ff und 317ff.
(2) Karl, I. 500.
(3) Vergl. India, 2—16.

Deistenstreites. Natürliche Religion und herbe Bibelkritik unterlagen dem breiten Strom einer von Theologen getragenen Richtung, die wohl den Grundsatz des freien Denkens aufnahm, aber mit Nachdruck die Offenbarung und die Übereinstimmung des wahren Christentums mit der natürlichen Religion betonte. Die kluge Taktik dieser vermittelnden Theologen vermied das Gestrüpp der Dogmatik und schob den Schwerpunkt des Christentums mehr auf die Seite der allgemeinen Religionswahrheiten und der Moral.

Zu den Theologen dieser Richtung gehört auch Robertson. Seine religiöse Weltanschauung bot ihm einen festen Halt in dem Kampfe widerstreitender Geschichtsbetrachtungen, hinderten ihn aber nicht, die modernen Bestrebungen eines Montesquieu, Voltaire und Hume in abgeänderter Gestalt aufzunehmen. So bietet seine Auffassung das reizvolle Bild einer seltsamen Mischung von theologisch—mechanisch—dynamischer Geschichtsbetrachtung. Gewiß dürfen wir kein widerspruchsloses System erwarten, wohl aber das redliche Bemühen eines Mannes, die Anregungen der Begründer neuerer Geschichtsauffassung zu verwerten, wenn auch hier und dort der Theologe sich zu sehr in den Vordergrund drängt.

Zu diesem Bilde paßt auch die schroffe Ablehnung aller Strömungen, die seine aufklärerischen Ansichten gefährden. So wendet er sich mit der Miene eines ergrimmten Theologen gegen Rousseau: „Ob der Mensch durch den Fortschritt der Künste und der größeren Kultur in der Gesellschaft gewonnen habe oder nicht, ist eine Frage, worüber Philosophen aus mutwilliger Disputiersucht gestritten haben.“ (1) Ihm erscheint das Netzwerk einleuchtender Begriffe eines Montesquieu und Hume viel nützlicher und verwendbarer. Frank und frei bekennt er, viele Begriffe übernommen und Licht und Belehrung aus der von ihnen durchgearbeiteten Materie gewonnen zu haben. Andererseits tadelt er Montesquieus allzu große Neigung für das abgerundete System und die bohrende Spekulation, die ihn in einigen Fällen für deutliche und naheliegende Ursachen blind gemacht hat. (2)

Hohes Lob spendet Robertson seinem Meister Voltaire. In einer besonderen Anmerkung hebt er hervor, wie tief er dem Verfasser des „Essay sur l'Histoire Générale“ verpflichtet ist, ohne seinen Namen genannt zu haben. „Das geschah nicht aus Achtlosigkeit gegen die Werke dieses außerordentlichen Mannes, dessen ebenso kühner wie allgemeiner Geist sich fast mit allen Arten von gelehrten Arbeiten abgegeben hat.

(1) Am. II. 51.
(2) Karl, I. 424, Am. III. 220.

In vielen derselben ist er vortrefflich. In allen, wenn er nur die Religion unangetastet gelassen hätte, ist er lehrreich und angenehm." Er fühlt sich nicht befugt, ihn als Gewährsmann anzuführen; denn Voltaire verabscheute dauernde Hinweise auf Quellen und Urkunden, während Robertson sich verpflichtet glaubte, fast ängstlich die Herkunft seines Stoffes nachzuweisen und anzuführen. Weiterhin versichert unser Historiker, daß Voltaires anmutige und lebhafte Schreibweise einen gelehrten und wohlunterrichteten Geschichtsschreiber verberge. Die Kunst, weite Zeiträume durch die Form des Essays zu meistern, erscheint dem schottischen Historiker durchaus vorbildlich. Darüber hinaus betrachtet er ihn als wissenschaftlichen Bahnbrecher, trotz der Abneigung gegen die Religion. „Inzwischen bin ich ihm oft als meinem Führer in diesen Untersuchungen gefolgt, und er hat mir nicht allein die Begebenheiten bezeichnet, die wichtig genug waren, um weiter untersucht zu werden, sondern auch die Schlüsse, die man richtig daraus ziehen kann." (1)

a) Physische Faktoren.

Der damaligen, durch Bodin verbreiteten Neigung, die Geschichte aus physischen Ursachen erklären zu können, tritt Robertsons vermittelnde Ansicht entgegen, die allerdings in der Hauptsache auf Montesquieu zurückgeht. Der herrschende Grundgedanke des „Esprit des lois", die Naturbedingtheit aller rechtlichen und staatlichen Einrichtung durch Boden, Klima, Sitte, Bildung und Religion verliert aber unter Robertsons Händen an Umfang, Folgerichtigkeit und Starrheit; was übrig bleibt, ist eine historische Geographie in allgemeinen Umrissen.

Auf Grund Robertsons Auslassungen über klimatische Beeinflussung der Völker ist man berechtigt, eine verschieden starke Wirkung anzunehmen, je nachdem es sich um Kultur- oder Barbarenvölker handelt.

Der zivilisierte Mensch dämpft vermöge seines Verstandes und Fleißes die Einwirkungen der Natur und somit des Klimas. Die bewohnte Erde beweist, daß kein geringer Teil der Fruchtbarkeit und Schönheit, die wir sonst der Natur zuschreiben, eigentlich das Werk der Menschen ist. Die Kraft des Verstandes wirkt gleichmäßig, Begriffe dehnen ihre Herrschaft über die ganze Erde aus und werden nicht durch Zonen, durch horizontale und vertikale Gliederung der Erd-

(1) Karl, I. 523.ff.

teile behindert. Dagegen verändern sich Phantasie und Geschmack mit dem jeweiligen Himmelsstriche. Einbildungskraft und ästhetische Begriffswelt unterliegen dem physischen Gesetze der Erde. Das Klima bestimmt bei Kulturvölkern ferner den Grad der Neigung für starke Getränke. Der reizbarere Mensch in warmen Gegenden bedarf ihrer in geringerem Maße als der Bewohner kälterer Zonen. Der Wilde hingegen zeigt in allen Erdgürteln die gleiche Vorliebe für gegorene Genußmittel. (1)

Den barbarischen Völkern fehlt der schützende und überwindende Verstand. Sie empfinden den mächtigen Einfluß geographischer Verhältnisse bedeutend stärker; selbst die Religionsauffassung wird davon betroffen. Die aus der Tier- und Pflanzenwelt entnommene Nahrung bestimmt nach dem Grad der damit verbundenen Mühe die Art des Körperbaues. In heißen Gegenden fehlen den eingeborenen Männern gewöhnlich Barthaare und ausgeprägte Muskeln. Der äußerlich wohlgebildete, aber schwache Körper verlangt wenig Nahrung. Diese Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß die notwendige Nahrungsmenge durch die Beschaffenheit des Klimas, die Art der Tätigkeit und die natürliche Stärke des Körpers bedingt wird. Der in der äquatorialen Zone wohnende Mensch ist träge; natürlicher Reichtum an Nahrungsmitteln macht harte Arbeit und Ausdauer überflüssig. Dabei verkümmern die Geisteskräfte, umsomehr wachsen die leidenschaftlichen Begierden und führen häufig zur Vielweiberei. Freilich werden zur Erklärung des Zustandes und Charakters eines barbarischen Volkes nicht nur Klima und Bodenbeschaffenheit heranzuziehen sein, sondern auch politische und moralische Faktoren, denen ein gleich großer Anteil zugebilligt werden muß.

Die geopolitische Betrachtung der Welt nötigt aber doch zu der Annahme, daß alle Stämme und Völker, die ihre angeborene Freiheit und Unabhängigkeit eingebüßt haben, in der heißen Zone wohnen. Das Klima scheint als einer der stärksten physischen Faktoren die Seelen zur Dienstbarkeit gebildet zu haben. Der entnervte Mensch betrachtet ein gegenwärtiges Vergnügen als ganze Glückseligkeit, die bloße Ruhe als vollgültigen Genuß.

In der gemäßigten Zone dagegen hat der Mensch die höchste Vollkommenheit erreicht. Dort ist sein Geist lebhaft und stark, dort bewahrt er seine Würde, sein stolzes Gemüt und sträubt sich gegen das Joch der Sklaverei. In diesem Kraft-

(1) Vergl. Karl, I. 428. Am. II. 107.

bewußtsein heißt er die Wirksamkeit des Genies willkommen, unterstützt die Bestrebungen der Gelehrsamkeit, entwickelt in der Staatskunst und im Kriege seine Geisteskräfte und sucht das Leben angenehm zu gestalten, häufig genug in erfolgreichem Kampfe gegen die geographischen Verhältnisse.

Der bei den Kulturvölkern in friedliche Bahnen geleitete Kampfeifer äußert sich bei den Barbaren der gemäßigten Zone in dem kriegerischen Geiste, mit dem ihre starken Seelen erfüllt sind. Sie schaffen sich mit Gewalt den nötigen Lebensraum, sofern die Armut des Bodens oder die Art der Beschäftigung Siedlungsweise und Aufzucht der Nachkommenschaft bedrohen.

In der Geschichte Schottlands verengt Robertson sein Gesichtsfeld. Wenn er von den kriegerischen und freiheitsliebenden Landsleuten spricht, so bezeichnet er Berge, Moräste und Flüsse als den natürlichen Sitz der Freiheit und Unabhängigkeit, an dem jede despotische Macht zerschellt. Offene und ebene Gegenden scheinen ihm für die Knechtschaft wie geschaffen zu sein.

Seine allgemeine Ansicht geht jedoch dahin, daß der Mensch als das einzig lebende Geschöpf sich über die ganze Erde ausbreiten, jede Weltgegend bewohnen und unter jedem Himmelsstriche fortkommen und sich vermehren kann; doch ist auch der Mensch dem allgemeinen Gesetze der Natur unterworfen und vom Einflusse des Klimas nicht ganz unabhängig, wie denn die äußerste Hitze oder Kälte auf seine Größe und Kraft sichtbar wirkt. Von Natur aus sind zwar alle Menschen gleich und gleich veranlagt. „A human beeing, as comes originally from the hand of nature, is everywhere the same." (1) Der moderne Begriff der Rasse taucht in der durchgehenden Einheit des Menschengeschlechts unter; die nicht zu leugnende Verschiedenheit der Hautfarbe bezeugt nur einen durch die Hitze hervorgerufenen, äußerlichen Unterschied innerhalb der Menschen. „The powerful operation of heat appears manifestly to be the cause which produces this striking variety (of colour) in the human species." (2)

Das Leben der Menschen bildet einen so verwickelten Knoten, daß nicht nur aus einer einzelnen Ursache ihre Handlungsweise und ihr Charakter abgeleitet werden kann. „Sogar das Grundgesetz des Klimas, das vielleicht allgemeiner als irgend ein anderes auf das Menschengeschlecht wirkt, kann man nicht ohne viele Ausnahmen anwenden." (3)

---

(1) Am. II. 110. (2) Am. II. 37.
(3) Vergl. Am. IV. Book; Karl, I. 428; Scotl. I. 26; Serm. 18.

b) Psychische Faktoren.

Im vierten Buche der Geschichte von Amerika betont Robertson ausdrücklich, daß Zustand und Charakter der Völker eine sorgfältigere Betrachtung verdienen, als die Frage nach ihrer Herkunft. Besitzt diese vielfach nur den Wert eitler Gedankenspielerei, so gehört jene zu den wichtigsten und lehrreichsten Untersuchungen eines Geschichtsschreibers. Es handelt sich hier um nichts Geringeres, als um die Erforschung der Seele der Völker und des einzelnen Menschen. Der Schlüssel dazu liegt in den mannigfachen Zuständen, in denen sich der Mensch jemals befunden hat. Eifrig muß der Weg seiner Entwicklung durch alle Stadien des individuellen und sozialen Daseins verfolgt werden. Ohne Zweifel verläuft die psychische Entwicklung so wie die physische in genau abgegrenzten Stufen der Kindheit, der Reife und des Alters. Verstandeskräfte, Strebungen und Neigungen verlangen unter voller Wahrung des Eigenwertes jeder Stufe unsere besondere Aufmerksamkeit. Diese verheißungsvollen Ansichten richten unsere Erwartungen vielleicht auf individual- und völkerpsychologische Dinge im modernen Sinne. Sicherlich zeugt Robertsons Einstellung vom guten Willen, vergangene Völker und Einzelpersonen zu verstehen, sich in ihre Seele behutsam einzufühlen, aber die primitive intellektualistische Psychologie der Aufklärer versperrte auch ihm den Weg zur eigentlich lebendigen Quelle des Menschen, besonders des Kulturmenschen. Diese Schwäche offenbart sich so recht bei der Analyse historischer Persönlichkeiten.

Im Entwicklungsgange Luthers vermissen wir das drängende religiöse Gefühl, die Mystik und vor allem die Seelenkämpfe und die Gewissensnot. Über diese schwierigen Probleme schlüpft Robertson hinweg, indem er einfach meint, Luther war gewissermaßen von der „religiösen Melancholie" (religions melancholy) angesteckt, die in der Einsamkeit und in den Andachtsübungen der Mönche ihr Vergnügen sucht. Dagegen hebt er die gelehrte Erziehung und den ungewöhnlichen Scharfsinn hervor. Vermöge der letztgenannten Eigenschaft konnte Luther an der Hand geschickter Lehrer in die reichlich vorhandenen Spitzfindigkeiten und Unterscheidungen der scholastischen Philosophie und Theologie eindringen. Aber sein gesunder und über alle Kleinigkeiten erhabener Verstand konnte sich bald von dieser dürren Gelehrsamkeit abwenden und einen noch festeren Grund der

Erkenntnis und Gottseligkeit in der Bibel suchen. Der darauf verwandte Eifer trug ihm einen besonderen Gelehrtenruf und die Professorenstelle in Wittenberg ein. In Sachen des Ablasses ergriff Luther lediglich das Wort, weil er in der Bibel nicht den geringsten Beweis für den Gebrauch desselben fand, und sein ungestümes Temperament diese wichtige Entdeckung nicht lange geheim halten konnte. (1)

Die Triebfeder der religiösen Ansichten Luthers sowie seines Auftretens liegt eigentlich im Verstande. Die Betonung des Verstandes als treibende Kraft fällt auch in der Beurteilung anderer Personen auf. Freilich läßt Robertson durchblicken, daß daneben noch andere Seelenkräfte zu berücksichtigen sind, die aber alle durch einen bedeutenden Intellekt gemäßigt, veredelt und zur Klugheit gewandelt werden können. Ein Muster dieser Art bildet Cortez, der geradezu als Held erscheint. Seine politische Klugheit und intellektuelle Bildung erheben ihn über jedes Lob. Der ungestüme und rauhe Pizarro wird dagegen gescholten und getadelt; des Lesens und Schreibens unkundig, wagte es, in die Fußtapfen eines Cortez zu treten!

Robertson schiebt die dämonischen Kräfte historischer Persönlichkeiten zugunsten des Verstandes allzu sehr in den Hintergrund. Dieses Verfahren werden wir bei einem Aufklärer verständlich finden. Ja, es läßt sich noch zur Not in Einklang bringen mit der Regel, die uns zur Charakterisierung großer Männer der Geschichte empfohlen wird: „Sofern wir ein Urteil über den Charakter der Menschen fällen, müssen wir sie nach den Grundsätzen und der Denkungsart ihrer eigenen Zeit und nicht einer anderen prüfen; denn obgleich Tugend und Laster zu allen Zeiten das bleiben, was sie sind, so verändern sich Sitten und Gewohnheiten beständig." (2)

Dem historischen Verständnisse, das aus diesen Worten spricht, wird man mit Achtung begegnen, aber die Handhabung der Regel macht uns abermals stutzig. Sie gilt eben nur für Luther, dessen herbe Kampfeseigentümlichkeiten nun Robertson zu erklären und zu entschuldigen sucht. Billigerweise hätte er bei Ignatius von Loyola ebenso verfahren müssen, aber weit gefehlt! Ignatius' enthusiastische, kühne und ehrsüchtige Seele wurde durch das Lesen der Heiligenlegenden während seiner langen Genesungszeit mit der verderblichen Ruhmbegierde erfüllt, den fabelhaften Helden der römischen Kirche nachzueifern. So verfiel er auf die unsinnig-

(1) Karl, II. 119 ff.
(2) Karl, III. 346.

sten und verkehrtesten Ausschweifungen, die zuletzt in der Errichtung des Jesuitenordens gipfelten. Das schnelle Aufblühen des Ordens ließ die falsche Ansicht aufkommen, die erhabene Weisheit des Stifters sei die Ursache. Ignatius verdankt aber die Erfolge nur seiner berüchtigten Schwärmerei, die sowohl mit den Gesetzen der gesunden Vernunft als auch mit dem Geiste des wahren Christentums im Widerspruch steht. Die Motive der inneren Wandlung und der Ordensstiftung liegen nach Robertson klar zutage: der fanatische Geist, getrieben durch Sucht nach Macht und Ehre, ließ in ihm den Plan reifen, Stifter einer geistlichen Bruderschaft zu werden. (1)

Ähnliche Triebfedern werden den indischen Mönchen unterschoben. Da diese wegen der Kasteneinteilung nicht Geistliche werden können, so wollen sie doch wenigstens den Abglanz dieses Standes genießen. Die hohe Stellung des Papsttums erklärt Robertson lediglich als das Ergebnis von Anmaßung, Ränken und Ehrgeiz der jeweiligen Vertreter. Ehrgeiz und Ruhmbegierde sieht er auch sonst als wesentliche Merkmale großer Männer an, so auch bei Karl V. und Franz I. Die letzten Beweggründe beider Herrscher sind neben Ehrgeiz und Ruhmsucht noch Länder- und Eifersucht. Allerdings können sich diese Triebfedern nicht restlos auswirken; sie werden im Zaume gehalten durch Dinge, von denen noch die Rede sein wird.

Die gleichen Motive finden sich auch bei den beiden Königinnen Maria und Elisabeth. Jede Königin beobachtete die Bewegung der anderen mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit und stärkte unter der Hand alle unternommenen Ränke, um die Regierung ihrer Rivalin zu beunruhigen. In der Beurteilung der beiden Frauen erhebt sich Robertson wieder zur beachtenswerter Sachlichkeit, die sich sogar zum psychologischen Einfühlungsvermögen steigert. Um sich vom Betragen der Elisabeth gegen Maria einen richtigen Begriff zu machen, so meint er, darf sie nicht stets als Königin, sondern zuweilen als Weib angesehen werden. Elisabeth entschließt sich, Maria in England festzuhalten. Vielleicht hatte das Vergnügen, das sie bei der Kränkung der Nebenbuhlerin empfand, deren Schönheit und Vorzüge sie beneidete, eben soviel Einfluß auf ihren Entschluß wie die politischen Erwägungen. (2)

Man wird an dieser Auffassung nicht achtlos vorüber

(1) Karl, II. 192 und III. 210 ff.
(2) Scotl. I. 268 und II. 126.

gehen können, die doch Schiller zum Angelpunkte seines Dramas „Maria Stuart“ gemacht hat.

Nach dem Vorbilde Montesquieus trennt Robertson das Privatleben seiner Helden von ihrer geschichtlichen Wirksamkeit. Er hält es mit der Würde und dem Gegenstande der Geschichte für unvereinbar, Privattugenden und -fehler herbeizuzerren und in den Gang der großen Politik einzuflechten. Wir sehen die Personen also gewissermaßen nur als Spieler auf der Bühne, niemals als Privatpersonen hinter den Kulissen oder als Menschen unter Menschen. Von hier aus erhebt sich die Frage, welche Rolle spielt die Persönlichkeit in dem historischen Geschehen, und welche Wirksamkeit vermag sie zu entfalten?

Allen Geschichtswerken schickt Robertson, wie wir gesehen haben, eine Einleitung voraus, die einen Überblick des Entwicklungsganges bis zu dem gewählten Zeitabschnitte geben soll. Dann erst setzt die genaue Darstellung der vorzugsweise politischen Begebenheiten ein. Ganz auffallend fesseln ihn nun Zeiträume, in denen bedeutende Persönlichkeiten auftreten. Die Geschichte Schottlands wird erst mit dem Eintritt der beiden Königinnen, Maria und Elisabeth, eingehend behandelt. Bei Karl V. eilt Robertson rasch durch die Jahrhunderte und bringt erst mit der Thronbesteigung des Kaisers genaue Einzelheiten der hohen Politik. Selbst in der Geschichte von Amerika, ursprünglich nur als Episode der Geschichte Karls V. gedacht, setzt er nach einer Zusammenstellung der Seefahrten mit einer ausführlichen Beschreibung der Entdeckungsreise des Columbus ein. Weiterhin erscheinen Cortez und Pizarro als Träger der Eroberung in der neuen Welt. Mit besonderer Genugtuung stellt Robertson fest, daß die berühmtesten Monarchen, die jemals in Europa gelebt haben, Zeitgenossen waren: Leo, Karl, Franz, Heinrich und Solymann. Diese Reihe großer Fürsten warf einen ungewöhnlichen Glanz auf das sechzehnte Jahrhundert.

Sieht man von den Einleitungen ab, so sind Personen Träger des Geschehens. Wir können Robertsons Geschichtsauffassung von diesem Gesichtswinkel aus als individualistisch bezeichnen. Das Urteil läßt sich allerdings nur rechtfertigen im Hinblick auf den Hauptteil der gesamten Werke, nicht etwa bei einer einseitigen Bevorzugung der Einleitungen. Diese freilich zeigen ein anderes Gesicht. Hier werden große Entwicklungslinien beschrieben, umfassende Zusammenhänge aufgedeckt, Ursachen besprochen und in ihren Wirkungen verfolgt; das Allgemeine herrscht, das Besondere ordnet sich

ihm unter oder wird überwunden. Die großen Persönlichkeiten machen davon keine Ausnahme. Von hier aus betrachtet, ist die Auffassung kollektivistisch. Trotzdem besteht kein Widerspruch in der Gesamtanschauung; denn die Begriffe „kollektivistisch" und „individualistisch" stehen sich nicht als unvereinbare Gegensätze gegenüber. Wer kurz und gedrängt über weite Zeiträume berichten will, greift ganz natürlich zu den hervorstechenden, eigentümlichen, allgemeinen Zügen des betreffenden Zeitalters; wer einen zeitlich sehr begrenzten Abschnitt zur Behandlung wählt, läßt ganz von selbst die Besonderheiten hervortreten; denn das Allgemeine zeigt sich bei engen Grenzen doch nur im kleinen Ausschnitte. So erklärt es sich, daß bei Robertson in den Hauptabschnitten der Werke die individualistische, in den zeitlich weit ausgreifenden Einleitungen aber die kollektivistische Auffassung vorherrscht.

Seine Vorbilder, Montesquieu und Voltaire, gingen nicht anders zu Werke. In der Theorie forderten sie nur die Darstellung des Allgemeinen, in der Praxis räumten sie dem Besonderen je nach der Größe des gewählten Zeitabschnittes wieder einen Platz ein. Man entferne nur aus Montesquieus „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und deren Verfall" das Besondere, also auch alle Persönlichkeiten, aus Voltaires „Zeitalter Ludwig XIV." den Sonnenkönig!

Kollektivistische und individualistische Auffassung spitzen sich bei Robertson und den übrigen Aufklärungshistorikern nicht zu der Frage zu, ob die Geschichte aufzufassen sei als eine Geschichte der Persönlichkeiten oder als eine Geschichte der Massenbewegung. Auch in dem historischen Universum der Aufklärer glänzen einige Gestalten in besonderem Lichte und bestrahlen weite Flächen und Räume; es sind dieses die Wohltäter, Erzieher und Helden der Menschheit. Das Allgemeine in der Geschichte wird nicht als das unveränderliche Gleiche betrachtet, es ist nur das Eigentümliche des Menschheitsgesichtes in zwar weiten, aber bestimmt abgegrenzten Zeiträumen. Die Forderungen der Theoretiker näherten sich allerdings bedenklich einer naturwissenschaftlich-generalisierenden Betrachtung der Geschichte, aber die Praktiker, d.h. die Geschichtsschreiber, stellten in dem Allgemeinen doch das Eigentümliche, das Typische, das Individuelle dar. In diesem Sinne ist auch Robertsons Geschichtsauffassung individualistisch.

Der Wirksamkeit großer Persönlichkeiten sind Schranken mancherlei Art gesetzt. Selbst ein Herrscher wie Karl der Große vermochte nicht, den Geist des Lehnssystems zu über-

winden und einen wirklichen Staat zu schaffen. Wohl vereinigte er die verrenkten und zwiespältigen Glieder zur Gesamtwirkung; mit seinem Tode sank aber auch sein Staat dahin. Der Geist des Lehnssystems triumphierte und mit ihm die Fehden oder Privatkriege. Das strenge Verbot des mächtigen Kaisers war nicht imstande, tief eingewurzelte Gewohnheiten auszurotten. Seine Bemühungen auf kulturellem und religiösem Gebiete konnten nur den Schein der Erkenntnis und des Lichts verbreiten; die bestehende Finsternis vermochten sie nicht zu zerstreuen oder zu vermindern. Karls Bestrebungen gingen weiter, als es der Geist seines Zeitalters erlaubte. Die Begriffe seiner Zeitgenossen über einen geordneten Staat waren zu unvollkommen und ihre Sitten zu rauh, als daß seine Gesetze dem Geiste nach verwirklicht werden konnten. (1)

Anmerkung: Reizvoll ist ein Vergleich mit Lamprechts Auffassung großer Persönlichkeiten, die er der Charakteristik Karls d. Gr. beifügt. Die überraschende Ähnlichkeit wirkt geradezu verblüffend. „Aber auch die Energie Karls d. Gr. vermochte es nicht, eine neue germanisch-römisch-christliche Kultur aus der Erde zu stampfen. So großartig sein Wagnis und so unbegrenzt seine Macht erscheint: hier kämpfte er gegen den Genius der nationalen Geschichte selbst. So sicher gewaltige Geister eine bestimmte Entwicklung um Jahrzehnte fördern oder hemmen können, und so bestimmt sie in diesem Vermögen die Macht besitzen über Glück und Unglück von Tausenden ihrer Zeitgenossen: so wenig sind sie imstande, neue Zeitalter höherer Entwicklung aus dem Boden zu stampfen. Die Geschichte der Nationen, denen es überhaupt vergönnt ist, sich auszuwirken, gehen ihren eigenen Weg nach ihnen innewohnenden Gesetzen, und auch ihre hervorragendsten Söhne haben demgegenüber nicht mehr Freiheit eigenen Wirkens, als etwa der Durchschnittsmensch Willensfreiheit besitzt gegenüber der kleinen Welt seiner Umgebung."

Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. II. Kap. 2, I.

(1) Karl, I. 23, 26, 61.

Neue Regierungsformen, Gesetze, Sitten, Kleidung, Sprache und Eigennamen können durch eindringende Völker nur verbreitet werden, wenn die alten Bewohner fast gänzlich ausgerottet sind, andernfalls erweist sich eine derartig große und plötzliche Veränderung als ein Unternehmen, das die Kräfte selbst des größten Eroberers übersteigt. (1) Herrscher und große Persönlichkeiten stoßen sogar in fortgeschrittenen Zeitaltern auf bestimmte Grenzen. Sei es ein gleichwertiger Gegner, der sich der Ausführung ehrgeiziger Pläne hindernd in den Weg stellt, sei es ein politischer Grundsatz, niemanden über die hergebrachten Grenzen hinaus wachsen zu lassen, immer wird das Individuum bitter fühlen müssen, wie es in seiner Willensentfaltung durch Dinge beschränkt wird, die außerhalb seiner Macht liegen. Karl V. bietet ein treffliches Beispiel. Innerhalb der hier bezeichneten Grenze vermag die Persönlichkeit sehr wohl vorhandene Kräfte zur Gesamtwirkung zu vereinigen, bestehende Strömungen zur augenblicklich realisierbaren Lösung schrittweise vorwärts zu führen.

Robertsons Ansicht vom Individuum und dessen Wirksamkeit läßt sich dahin zusammenfassen: Leidenschaftliche Regungen wie Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhm- und Machtbegierde, unterstützt durch Ränke und Verstellungen aller Art, reguliert vom scharfen, kalten Verstande, bilden die Triebfedern des Handelns; der Geist des Zeitalters, der kulturelle Zustand der Völker, d.h. Religion, Verfassung, Sitte, Gewohnheiten, Begriffe und politische Grundsätze stellen den Willensbestrebungen Hindernisse entgegen, die aber bei kluger Politik teilweise beseitigt werden können.

Die Gefühls- und Willensmomente bilden den variablen Faktor, Verstand und Vernunft den konstanten im Sinne der Triebfedern. Die Tat erwächst aus der Einsicht. Das Vermögen, scharfsinnig zu urteilen und mit Nachdruck zu handeln, ist eben die Gabe der Großen in allen Zeitaltern — wenn nur nicht die schon erwähnten Schranken wären. (2)

Neben den aktiven Impulsen schreibt Robertson den Individuen eine gewisse passive Handlungsnotwendigkeit zu, d.h. äußere Umstände wirken auf das Individuum ein, versetzen es in eine Zwangslage und drängen es zur Aktivität. So ist es sehr wohl möglich, daß die Lebensinteressen zweier Völker ohne böswillige Absicht zusammenstoßen und zum Waffengange führen. Weiterhin vermag die empfindliche Störung des politischen Gleichgewichts einen friedlichen Fürsten aus der Passivität zum aktiven Eingreifen zu zwingen.

(1) Karl I. 14.
(2) Vergl. Scotl. I. 120.

Die Freiheit des Wirkens wird einmal beschränkt durch die angeführten Grenzen, ferner durch äußere Zufälligkeiten. Robertson kennt noch eine dritte Art der Beeinflussung: die ausgleichende Tätigkeit einer höheren Macht, die er Vorsehung (Providence) nennt. Die Vorsehung schafft sich geradezu Individuen, die dann lediglich Werkzeuge in der Hand des Weltenleiters sind; sie führen nur die für sie bestimmte Tätigkeit aus. Von einer persönlichen Willensfreiheit kann hier keine Rede mehr sein.

In der Äußerung solcher Ansichten ist Robertson höchst wechselvoll. Erklärt er den Kampf zwischen Karl V. und Franz I. in dem Hauptwerke höchst realistisch, so rückt er ihn in der Geschichte von Schottland in den Mittelpunkt metaphysischer Beleuchtung: Karl hätte eine Weltherrschaft errichten können, wenn nicht die Vorsehung aus Mitleid gegen das menschliche Geschlecht Franz I. erweckt hätte, um es vor dem abscheulichen Übel einer Universalmonarchie zu retten und die Freiheit Europas zu verteidigen. (1) In religiösen Angelegenheiten äußert er sich bestimmter. Ganz eindeutig stempelt er Knox zum Werkzeug der Vorsehung (instrument of Providence) zur Beförderung der Reformation unter einem rauhen Volke. (2)

Robertson hat hier den Menschen im Auge, der in einem zivilisierten Staate lebt, dessen Seele durch den Kulturzustand bereits verändert ist. Seine Leidenschaften richten sich auf feste, häufig selbstsüchtige Ziele, wobei der klug rechnende Verstand Mittel und Wege angibt und zur Tat führt. Bei den Wilden nimmt der Begriff „Leidenschaft" eine andere Färbung an, ihrer unentwickelten Seele und ihrer Unkultur gemäß. Die Leidenschaften treten hier in der Form von Naturtrieben auf, deren es drei gibt: Erhaltung des eigenen Lebens, Fortpflanzung und Rachsucht. Abgesehen vom Klima wird die Fortpflanzungsbegierde, die Liebesleidenschaft der Wilden durch den Nahrungserwerb bestimmt; sie wächst, sofern die Nahrungssorgen geringer werden und umgekehrt. Selbst bei den zivilisierten Völkern wirkt sich dieses wechselseitige Verhältnis aus, nur daß die durch Religion, Gesetze und Sitten verfeinerte Liebesleidenschaft aus der Sphäre der Naturtriebe heraus gehoben wird. Bei Kulturvölkern bestimmt also die Größe des Wohlstandes den Umfang der Liebe: im Leben des Reichen spielt die Geschlechtsliebe mit den damit verknüpften Dingen eine größere Rolle als beim Armen; sie ist also nach Ständen abgestuft.

Beim Wilden fallen diese Hemmungen fort. Die Erhal

(1) Scotl. I. 92. (2) Scotl. II. 225.

tung des Lebens und die Fortpflanzung regeln das rein animalische Dasein. Als stärktste Triebfeder des Handelns erweist sich die Rachsucht; diese und nicht der Eigennutz ist das charakteristische Merkmal des rohen Zustandes. Die ganze Pädagogik eines Wilden beschränkt sich darauf, seinem Kinde die Rachbegierde als den ersten und einzigsten Grundsatz einzuhämmern. (1)

Dem Volke, der Masse, gesteht Robertson keine Aktivität zu. Recht deutlich scheidet er das gesamte Volk in Regierende und Regierte, letztere bezeichnet er dann mit Volk schlechthin. Dieses ist zwar der „zahlreichste und nützlichste Teil der Gemeinschaft", kann aber von den Regierenden in wirkliche Knechtschaft gesetzt oder so übel behandelt werden, als ob es darin wäre. (2) Da die allgemeine Aufhellung des Kopfes nur langsam vorwärts schreitet, so bleibt die große Masse in der Finsternis stecken oder vermag nur in das Dämmerlicht der Vernunft vorzustoßen. Es ist daher kein Wunder, wenn sie der Unvernunft und dem Aberglauben anheimfällt. Ja, gewissenlose Fürsten und Herren suchen absichtlich diesen bedauerlichen Zustand zu verewigen, um ihrer geistlichen und weltlichen Herrschaft um so sicherer zu sein. Eine wesentliche Besserung darf wohl von der Wissenschaft erwartet werden, aber die Gelehrten verschmähen es oft, die Masse aufzuklären. Sie behüten ihre Erkenntnisse und Einsichten ängstlich oder betrachten sie als einen Vorzug der Weisen. Die Masse wird immer hart behandelt, sofern nicht Vernunft und Menschlichkeit der Regierenden die Taten bestimmen und das Herz erwärmen. Ein trauriges Beispiel liefert Italien, wo längst vor der Reformation der aufgeklärte Geist herrschte, seine Träger aber nicht die Finsternis verminderten, die sie vielmehr als willkommenes Mittel betrachteten, die große Masse im Zaume zu halten. Eine aristokratische Wissenschaft besitzt geringen Wert.

Was vom Einzelmenschen gilt, kommt der Masse besonders zu: in welcher Lage sich auch der Mensch befinden mag, so ist er doch zum Leiden geboren. (3) Aufgeklärte und wohlwollende Männer haben zwar zu allen Zeiten versucht, die Masse aus der Passivität zu reißen und ihr die Wohltaten der Kultur aufzudrängen, jedoch mit geringem Erfolge; sie vermochte dem Fluge des Genies nicht zu folgen, beharrte starr in den ausgefahrenen Gleisen der Gewohnheit und verurteilte so von vorneherein derartige Bestrebungen zum Scheitern. Es ge-

---

(1) Vergl. Am. II. 34 und 73. (2) Karl, I. 22.
(3) Scotl. I. 143 ff und Am. II. 42.

lang allenfalls den großen Männern, durch unbedingten Befehl oder kluge Politik die latenten Kräfte zu mobilisieren, um daraus ein Werkzeug realer Machtbestrebungen zu formen.

Stellt die Masse einerseits dem Führer unüberwindliche Hindernisse entgegen, so bedarf sie andererseits seiner, damit er die etwa vorhandenen, dumpf gefühlten und dunkel geahnten Strebungen zusammenfaßt, die Richtlinien angibt, die Ziele klar herausstellt und den Angriff führt. An Luther und Knox lassen sich diese Vorgänge besonders gut verdeutlichen.

c) Kulturelle Bedingungen.

Bei der Beschreibung der physischen und psychischen Faktoren handelte es sich mehr um tatsächlich vorhandene oder doch um wirklich vorausgesetzte Tatsachen. Die kulturellen Bedingungen dagegen entstehen aus dem Zusammen- u. Gegeneinanderwirken der äußeren Natur und des menschlichen Geistes, das die Gemeingüter und Zustände erst hervorbringt, aus denen schließlich die Kultur besteht. Finden wir dort Beharrung, so stehen wir hier vor einem Prozeß; herrscht dort Statik, so hier Dynamik.

Die Frage nach dem Ursprunge des Menschengeschlechts bedeutet für Robertson kein Problem; denn die Bibel berichtet darüber. Aus ihr wissen wir mit „untrüglicher Gewißheit", daß das ganze Menschengeschlecht aus einer Quelle entsprungen ist, und daß die Nachkommen eines Menschen unter dem Schutz und auf Befehl des Himmels sich vermehrt und die Erde bevölkert haben. Der vom Schöpfer des Menschen ursprünglich angewiesene Aufenthalt muß in den fruchtbaren und milden Gegenden des Orients gesucht werden.Dort betrat das Menschengeschlecht die Laufbahn seiner Vervollkommnung, von der wir z. B. in Indien noch deutliche Spuren wahrnehmen. Die ersten Wohnstätten wurden erst viele Jahrhunderte nach der Erschaffung verlassen, über die Ursache klärt uns die Bibel auf. Bestimmte Nachrichten von der Wanderung liegen nicht vor. (1)

In den Ansichten über Kulturentwicklung spielt das Wort „Zustand" (state) eine große Rolle. Robertson überläßt es seinen Lesern, diesen vieldeutigen Begriff richtig auszulegen. Was versteht er unter state?

1.) Er spricht vom „Zustande" und vermittelt dabei Kenntnisse über das Aussehen der Landschaft, über Gebirge, Flüsse, Küstengliederung und klimatische Verhältnisse. Alle diese Dinge sind die beständigen, charakteristischen Eigenschaften

(1) Vergl. Am. I. 1 und II. 13. India, 2.

eines Landes. Unter „Zustand" in diesem Sinne versteht er also das geographische Bild eines Landes.

2.) Ganz überraschend läßt er durchblicken, daß der Zustand eines Landes vom Fleiße seiner Bewohner abhängt. Mit Montesquieu ist er der Meinung, daß der Mensch im Laufe der Jahrhunderte das Gesicht der Erde verändert und ihre Beschaffenheit verbessert. Hier tritt das Wort „Zustand" im Gewande eines veränderlichen Faktors auf und bezeichnet die Wandlung der Erdoberfläche durch Eingriffe ihrer Bewohner. Der Mensch betätigt sich hier als Herr der Natur.

3.) Das geographische Bild eines Landes bietet eine gewisse Grundlage für die politische u. wirtschaftliche Entwicklungsrichtung der Menschen; selbst die Tier- und Pflanzenwelt scheint von dem Charakter der Landschaft abhängig zu sein. Sofern Robertson diese Verhältnisse und Wechselbeziehungen mit „Zustand" bezeichnet, will er uns ein biologisches Bild des Landes geben.

4.) Schließlich versteht er unter Zustand die Staatsverfassung einzelner Völker, Sitten und Gewohnheiten, Religions- und Rechtsverhältnisse, Handel, Wissenschaft und Kunst. Der Mensch tritt hier als Mitglied einer Gemeinschaft auf. Wir haben es hier mit dem sozialen und kulturellen Bilde zu tun.

Ebenso verwickelt wie Umfang und Inhalt des Begriffes „Zustand" ist die Frage nach seinem Werden, seiner Wirksamkeit.

Zunächst muß dem kulturellen Zustande eine gewisse Stabilität zugesprochen werden. Gewiß kann auch eine hoch entwickelte Kultur durch zerstörende Gewalten in Verfall geraten, ja, durch Unglücksfälle und Revolutionen völlig verschwinden; aber nie und nimmer gehen die bereits zur Gewohnheit gewordenen Künste des Lebens, wie z.B. Metallbearbeitung u. Tierzähmung verloren; sie erweisen sich jedem Einflusse sozialer Veränderung, jedem Schicksalsschlage unzugänglich. Sie gewinnen die Bedeutung einer dauernden Grundlage für den abermaligen Aufstieg; denn Höherentwicklung ist die Bestimmung des Menschen, mit ihr wächst seine Würde, sein innerer Wert. Mit einer deutlichen Spitze gegen Rousseau wird die nach Robertson irrige Meinung zurückgewiesen, der Mensch erreiche seine höchste Vollkommenheit lange vor der Kultivierung; fast lächerlich wirkt es, bei einem Wilden erhabene Gesinnung, Hoheit des Geistes und edle Seelenregungen vorauszusetzen, die man nach der Behauptung Rousseaus und seiner Jünger bei den Bürgern geordneter Staaten gar nicht mehr vorfindet. Selbst feurige Beredsam-

keit vermag dieser verkehrten Ansicht auch nicht ein Körnchen Wahrheit zu verleihen. Ebenso falsch wäre es, den Wilden infolge ihres primitiven Zustandes das Prädikat Mensch abzusprechen. In Wahrheit handelt es sich hier nur um eine Stufe der Kindheit kulturellen Lebens, die alle Völker durchgemacht haben. Das charakteristische Merkmal dieser Stufe haben wir in der Ungebundenheit zu suchen, die von der jedem Menschen angeborenen Freiheit übrig geblieben ist.

So sehr wir die Berechtigung Robertsons zur völligen Verwerfung Rousseauscher Ansichten über die moralisch wertvollen Eigenschaften der Wilden in Zweifel ziehen, zollen wir ihm doch Anerkennung für den fruchtbaren Gedanken, die Völker nach dem Grade der erreichten Kultur in Abteilungen — Kindheit, Jugendzeit und Reife — einzuteilen, die er Stufen nennt. Andeutungen einer derartigen Abstufung finden sich schon bei Montesquieu, aber Robertson hebt klar und eindeutig hervor, daß die Zugehörigkeit eines Volkes zu einer Stufe allein von der jeweiligen Kultur abhängt. Diesen Gedanken überträgt Breysig auf die Weltgeschichte, löst sich von der chronologischen Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit los und gibt das überlieferte Verfahren auf, mit den uns bekannten alten Kulturvölkern zu beginnen. Der maßgebende Begriff der Kultur führt ihn zum „Stufenbau der Weltgeschichte", die Darstellung beginnt mit der untersten Stufe, d.h. mit der Beschreibung der Völker primitivster Kultur, mit den Bewohnern Alaskas und des nordöstlichen Amerikas. Die Begriffe Stufenbau und Kultur spielen auch bei Spengler eine grunlegende Rolle, worüber im Schlußkapitel noch zu sprechen sein wird.

Der Mensch kann nicht lange in schwacher und ungebildeter Kindheit verharren, da zu seinem Wesen Fleiß und Tätigkeit gehören. Not und Bedürfnisse treiben ihn zur Erfüllung seiner Bestimmung. Die Not erweist sich als eine harte Zuchtmeisterin, die die anfängliche Sorglosigkeit und Unwissenheit bald in ein Wissen und Handeln verwandelt, das Vorsorge für die Zukunft trifft. Die stärkeren Triebfedern haben wir jedoch in den Begierden und Bestrebungen zu erblicken, die sich allmählich zu Bedürfnissen verdichten. Im Naturzustande treffen wir diese in nur geringem Grade an, gemäß der kleinen Zahl der Gegenstände, die den Wilden interessieren. Beim zivilisierten Menschen stellen sich mit dem erweiterten Gesichtskreis natürliche und erkünstelte Bedürfnisse in erhöhter Zahl ein, die seine Seele in ständiger Bewegung halten und so Geist und Körper kräftig entwickeln. Auf den Geist muß ein besonderes Gewicht gelegt werden; denn der Verstand ist der Grundtrieb des Menschen.

Kultureller Zustand und Geisteskräfte stehen im proportionalen Verhältnisse. Sogar der zur Vernunft gereifte Verstand mit seiner Fähigkeit zu abstrahieren, hängt von der umgebenden Kultur ab; denn die Vernunft beschäftigt sich mit der Erforschung und Durchdringung der Dinge, die ihr der Zustand anweist, der wiederum einen Regulator in den Bedürfnissen des Menschen besitzt. Kulturzustand, Bedürfnisse und Vernunft bilden gewissermaßen den flüssigen, gravierenden inneren Kern aller Entwicklung. Dieser Kern lebt, bewegt sich, alle Teile sind voneinander abhängig, alle beeinflussen einander, und das Ganze bildet einen Organismus, der lebend sich entwickelt.

Mit dieser Auffassung geht Robertson über Voltaire und Hume hinaus, die doch den eigentlichen Kern als unabänderliche Masse betrachteten und die Entwicklung nur an der Peripherie vor sich gehen ließen. Hume nahm eine psychologische Gleichheit aller Menschen an, Voltaire sah in der gleichbleibenden Vernunft die unveränderliche Grundlage. An historischer Einsicht übertrifft Robertson seinen Meister Voltaire und seinen Rivalen Hume; doch die praktische Geschichtsschreibung läßt vielfach die Verwirklichung der theoretischen Ansicht vermissen, was ich bei passender Gelegenheit vermerken werde.

Kulturzustand, Bedürfnisse und Vernunft verhalten sich ganz gesetzmäßig zu einander wie Ursache und Wirkung. Ist jene bekannt, so erscheint diese durchsichtig und selbstverständlich. Der Weg von der Wirkung zur Ursache kann dagegen zum Irrweg werden, wie das Beispiel vieler Geschichtsschreiber beweist. Das eigentliche Problem liegt in der richtigen Erfassung der Ursachen, eben jenes „Zustands", den ich oben als „soziales und kulturelles Bild" bezeichnet habe.

Der Sammelname umfaßt — wie schon angegeben — Religion, Staatsverfassung, Recht, Sitten und Gewohnheiten, Wissenschaft und Kunst sowie Handel. In dieser Reihenfolge sollen Robertsons Ansichten herausgestellt werden.

1.) Religion.

Von dem Theologen Robertson dürfen wir erwarten, daß er an diese Kulturprovinz mit festen Maßstäben herangeht, die manchmal die Form vorgefaßter Meinungen annehmen. Die Religion gehört nun nach seiner Meinung zum Bereiche des Verstandes, der Vernunft; sie kann also mit gutem Rechte als Wirkung angesehen werden und als solche ist sie, wie und wo sie sich auch immer darbietet, notwendig. Mit Fug und Recht könnte man erwarten, daß er verständnisvoll in ihr Wesen

einzudringen sucht, aber weit gefehlt! Unbarmherzig beurteilt er jede Religion nach zwei Gesichtspunkten: Dasein Gottes und Unsterblichkeit der Seele. Sofern eine Religion diese beiden Begriffe vernunftgemäß erfaßt und dogmatisch verankert hat, scheint sie ihm einiger Betrachtung wert, wenn nicht. so fertigt er sie kurz als Aberglaube (superstition) ab. In dieses Wort preßt er alle verfügbare Verachtung hinein und spricht es mit der Miene eines Mannes aus, der sich im selbstverständlichen Besitze unfehlbarer Wahrheit fühlt. Das Dasein Gottes läßt sich nach ihm nur vernunftgemäß nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung erschließen, das Licht der Offenbarung verhütet sodann jeden Irrtum. Die wilden Völker besitzen nur einen eingeengten Verstand, haben keinen Anteil an den Segnungen der Offenbarung,können demnach niemals zur richtigen Gottesvorstellung gelangen. Was sie Religion nennen, muß notwendig Aberglaube sein. Die eigentliche Quelle dieses Aberglaubens ist die Furcht vor dunklen Naturgewalten, die nur verworrene Mutmaßungen über gewisse Wesen höherer Art erzeugen kann. (1)

Eine andere Art des Aberglaubens entspringt aus den Verstößen gegen die schon vorhandene Vernunft, gegen den gesunden Menschenverstand; das Licht der Offenbarung wird verschüttet. Von hier aus gesehen erscheint die jüdische Religion als reiner Aberglaube, durch die Pharisäer in ein System gebracht. (2) Der katholischen Religion geht es um keinen Grad besser: auch sie ist restlos Aberglaube; denn unter der Herrschaft des Katholizismus wurde das Urchristentum verfälscht und verschüttet; erst die Reformation räumte den Schutt fort und stellte die „wahre Religion" wieder her. Der Reihe der gebrandmarkten Bekenntnisse schließt sich die indische Religion ebenbürtig an. Trotz aller Sympathien für die stoische Moral der Inder wundert sich Robertson außerordentlich, wie ganze Völker leichtgläubig ein System annehmen können, das dem gesunden Menschenverstande geradezu widerspricht. (3)

Die erste Art des Aberglaubens, die aus Furcht entspringt und aus Mangel an Einsicht, Vernunft und Offenbarung üppig ins Kraut schießt, kommt nur bei rohen Völkern vor, erschöpft sich in unbedeutenden und nichtssagenden Bräuchen und birgt keine ängstliche Gefahr in sich. Weit gefährlicher, ja, geradezu verderblich wirkt sich die zweite Art des Aberglaubens aus, der aus widervernünftigen Quellen fließt und von Despoten geistlicher und weltlicher Herkunft als

---

(1) Am. II. 16 und 95 ff. (2) Serm. 19. (3) India, 324.

Mittel der Herrschaft systematisch ausgebaut und begünstigt wird. „Jeder, der sich der schrecklichen Maschine des Aberglaubens zu bedienen weiß, wird gewiß über seine Mitmenschen herrschen." (1) Robertson denkt hierbei an zwei Organisationen: Tyrannei und Kirche.

Die weltliche Tyrannei und der Aberglaube sind genau so eng mit einander verbunden wie die beiden anderen Vertilger der Menschheit: Hungersnot und Pest. Der Aberglaube schlägt die Kräfte des Geistes nieder und macht ihn willig zur Dienstbarkeit. Die Tyrannei sucht daher immer dem Aberglauben aufzuhelfen und bedient sich seiner als des nützlichen Mittels, gesetzwidrige Macht auszuüben. (2)

Die Kirche hat viele Wandlungen durchgemacht. Der Einfluß der Religion, die Furcht der drohenden Gefahr trugen bei den ersten Christen dazu bei, den Geist des Ehrgeizes zu ersticken und sie in dem Geiste der Gleichheit des Ranges zu erhalten, die eine Wirkung ihrer bedrängten Lage, ihrer Leiden und zugleich eine Quelle mancher Tugenden war. Diese ideale presbyterianische Verfassung der Kirche wurde durch das Papsttum zerstört. Dem reinen, einfältigen Gottesdienste im Urchristentum folgte eine pomphaft aufgeputzte Abgötterei (splendid idolatry), die den heidnischen Urbildern sehr nahe kam. Das Papsttum, der eigentliche Träger der Kirche, hat aus bescheidenen und demütigen Anfängen durch verwegenen und schlau geleiteten Ehrgeiz (adventurous and well-directed ambition) die Herrschaft über Seelen und Gewissen der Menschen an sich gerissen und ganz Europa zum blinden Gehorsam gezwungen. Dem prüfenden Auge offenbart sich das Papsttum als eine Art der falschen Religion, die allerdings in ganz merkwürdiger Weise das Herz einnimmt. Da dieses System von Männern eingerichtet wurde, die eine tiefe Einsicht in die Charaktere der Menschen besaßen, von Männern, die die Erfahrungen der Vorgänger klug benutzten, so entstand mit der Zeit ein Lehrgebäude von solcher Vollkommenheit, daß es alle andern Systeme des Aberglaubens weit übertraf. (3)

Die gleiche Aburteilung erfährt der Stand der Geistlichen. Unermeßliche Reichtümer, äußerste Trägheit, grobe Unwissenheit und das ehelose Leben wirkten verderblich auf ihre Sitten. Im Vertrauen auf die Unterwürfigkeit des Volkes gaben sie sich keine Mühe, die Laster abzulegen oder zu verbergen. Von einer solchen Gesellschaft durfte nicht erwartet

---

(1) Am. II. 72. (2) Serm. 23.
(3) Scotl. I. 191, II. 5; Karl, I. 168.

werden, eine unrechtmäßige Gewalt fahren zu lassen und einem vorteilhaften Irrtum zu entsagen. Eine Reformation konnte daher nicht aus ihrer Mitte kommen, sie mußte ihnen durch fremde Hand aufgedrängt werden. (1)

Kopfschüttelnd stehen wir hier vor einem Widerspruch. Wo bleibt die Verwirklichung der Grundansicht, daß die gesamte Kultur, also auch die Religion, vom Zustande der Gesellschaft abhängt? Was der Historiker richtig erkannt hatte, verwarf der Theologe ebenso selbstherrlich. Das beklagenswerte Vordrängen des Theologen äußert sich recht aufdringlich in der Geschichte von Schottland und in den Untersuchungen über Indien. Geradezu lieblos werden katholische und indische Religion abgeurteilt, nicht etwa beurteilt. Voltaires relativistischer Standpunkt mit der Zweifels- und Spottsucht erscheint noch erträglicher als der Urteilsspruch eines Mannes, der sich im Besitze der „gereinigten Religion" und der echten Wahrheit weiß. In gemäßigteren Ausdrücken spricht er über die gleichen Dinge in der Geschichte Karls V. und in der Geschichte von Amerika. Hier zwangen ihn weitläufigere Untersuchungen und genauere Darstellung der Entwicklungsreihen mehr zur sachlichen Wertung. Verfehlt wäre es aber, hieraus einen Schluß auf den Wandel seiner Ansichten zu ziehen; diese sowie seine gesamte Geschichtsauffassung erscheint von Anfang an fertig und ändert sich weiterhin nicht. Die Intoleranz seines ersten Werkes findet sich wieder im letzten, und selbst die endgültige Ausgabe seiner Werke von eigener Hand 1787 hat in dieser Hinsicht an beiden nichts geändert.

Ich wende mich der angenehmeren Aufgabe zu, die positive Meinung des Historikers über Geistlichkeit und Kirche in seinen sachlicheren Werken zu verfolgen.

Ganz mit Recht wird der grausame Geistliche und Pizarros Begleiter Valverde getadelt, doch Robertson fährt wörtlich fort: „Ein solches Verfahren war von dem Betragen der römisch katholischen Geistlichkeit in den anderen Teilen Amerikas sehr verschieden; denn diese brauchten durchgehend und beständig ihren Einfluß, die Indianer zu schützen und die unmenschliche Grausamkeit ihrer Landsleute zu mäßigen."(2) Selbst den Jesuiten wird das Zeugnis ausgestellt, in der neuen Welt — in Paraguay — einen wundervollen Beweis ihrer Geschicklichkeit abgelegt und das Wohl einer ganzen Gattung von Menschen auf das wirksamste befördert zu haben. Im

(1) Scotl. I. 151, 172.
(2) Am. III. 203.

Gegensatze zu den nur auf Ausbeutung und Versklavung bedachten Eroberern und Kolonisten hatten die Jesuiten allein die Menschlichkeit zum Hauptzweck ihrer Niederlassung gemacht. „The Jesuites alone have made humanity the objekt of their settling there." (1)

Als Robertson in der Einleitung zur Geschichte Karls V. die politische und kulturelle Entwicklung der Staaten möglichst lückenlos darzustellen sich bemühte, stieß er auf die Kirche, die doch nicht mit verächtlichen Worten beiseite zu schieben war. Ja, er würdigte sie hier geradezu als zivilisatorische Macht, schreitet so wieder über Voltaire hinaus und macht uns geneigt, dem Historiker zu vergeben, was der Theologe gesündigt hat.

Die Kirche bemüht sich im Verein mit der weltlichen Macht um die Beseitigung der Fehden. Sie wagt ihr Ansehen, schafft Dekrete, droht mit Acht und Bann, allerdings ohne die gewünschte Wirkung zu erzielen. Schließlich billigt sie in strittigen Fällen die Berufung auf den Himmel; Priester beteiligen sich an den Gottesurteilen. Als dieses Verfahren zum Duell ausartete, schritt die Kirche abermals ein; freilich konnte sie eingewurzelte und durch das wilde Zeitalter begünstigte Rechtsgewohnheiten nicht ganz ausrotten, wohl aber in den schlimmsten Auswüchsen beschneiden und so die Zivilisation mittelbar befördern.

Zu dieser mehr negativen Tätigkeit der Kirche gesellt sich eine positive Tat: die Herausbildung des kanonischen Rechts. Auf den Überbleibseln der Rechtsgelehrsamkeit alter Zeiten baute sie ein System auf, das den großen Grundsatz der Billigkeit übernahm. Da sie nach bekannten Regeln richtete, wurden ihre Gerichtshöfe befestigt, ihre Entscheidungen gleichmäßig und vernünftig. Zieht man ferner die Appellationsmöglichkeit bis zum Papste und das natürliche Ansehen der kirchlichen Gerichtshöfe in Betracht, so drängt sich die Bedeutung der geistlichen Gerichtsbarkeit als Wegbereiterin eines ordentlichen weltlichen Verfahrens ohne weiteres auf.(2)

Mit einem völlig anderen Geiste trat von vornherein der Protestantismus auf. Wohl übernahmen seine Stifter Luther, Calvin und Knox die intoleranten Strafmittel der alten Kirche, aber politisch wirkte sich der neue Geist in einer heißen Freiheitsliebe aus, (most ardent love of liberty) die eifersüchtig über die erworbene Unabhängigkeit selbst dem Landesherren gegenüber wachte. (3)

---

(1)Karl, III. 225. (2) Karl, I. 61, 73, 84 ff. (3) Scotl. I. 188.

2.) Verfassung.

Der Mensch lebt einzeln, ehe er Mitglied einer Gesellschaft wird. Selbst nach der Vereinigung gibt er fast nichts von seiner natürlichen Unabhängigkeit und seinem ausgeprägten Freiheitssinn auf. Erst ganz allmählich findet eine Veredlung dieser Eigenschaften statt. Als Keimzelle des sozialen Lebens haben wir den Hausstand zu betrachten; die Ehe stellt die erste und einfachste Form der menschlichen Gesellschaft dar. Die langjährige und mühselige Aufzucht der hilflosen Kinder bedingt eine dauerhafte Vereinigung von Mann und Weib. Der Vertrag wird selbst auf der niedrigsten Kulturstufe unter bestimmten Feierlichkeiten geschlossen. Ein allgemeiner Umgang der beiden Geschlechter hat niemals als Regel gegolten, außer in der Phantasie der Dichter.

Für die Entstehung der bürgerlichen Verfassung spielt die Art des Nahrungserwerbs eine entscheidende Rolle. Jagdvölker hängen vom Wilde ab; das bedingt eine dünne, zerstreute Siedlungsweise, Beschränkung in der Zahl der Nachkommenschaft und lose gefügtes Hordenleben. Der Jäger gleicht dem Raubtier; er lebt wie dieses einsam und ungesellig und kann schwerlich die Erde bevölkern oder gar zivilisieren. Neben dem Freiheitsgefühl, das ihn beseelt, lebt er vollständig in dem Gedanken der Gleichheit; nur in Zeiten der Not, also nach Bedarf, wählt er einen Führer auf Grund persönlicher Vorzüge. Da ihm der Begriff des Eigentums unbekannt ist, kennt er gar nicht die wichtigere Quelle der Ungleichheit unter den Menschen. Die angedeuteten Notfälle beziehen sich nur auf den von außen drohenden, gemeinsamen Feind oder auf die Beschaffung von neuen Jagdgründen; jedesmal wird der Einzelmensch zur Kollektivhandlung gezwungen, wodurch der Gemeinsinn gefördert wird. Sichtbar und wirksam wird aber diese primitive Verfassung zunächst nur in der Außenpolitik. (1)

Anders der Ackerbauer; er kennt bereits den Begriff des Eigentums. Aus der Seßhaftigkeit erklärt sich sein Wille zur Einordnung und die Neigung zur Unterordnung. Feldbau und Eigentum können in Verbindung mit dem Aberglauben schon leicht zum Despotismus führen. Tatsächlich verbinden sich aber mit dieser Art des Nahrungserwerbs wirkliche Kulturfortschritte. Der Mensch zähmt Tiere, benutzt sie als billige und willige Arbeitskräfte, wird zum Teil der lästigen Nahrungssorgen entbunden, gewinnt dadurch überschüssige

---

(1) Vergl. Am. II. 60 ff.

Kraft zur Kulturbetätigung und bahnt sich allmählich den Weg zur Beherrschung der Natur. Schon in der Herrschaft über die niederen Geschöpfe haben wir „eines der edelsten Vorrechte" des Menschen zu erblicken. Tritt zu der Zähmung der Tiere noch Gewinnung und Gebrauch der Metalle, so besitzt er einen wirksamen Hebel zur Höherentwicklung. (1)

Die Verfassung eines Volkes auf dieser Stufe wirkt sich nicht nur in gelegentlichen außenpolitischen Unternehmungen aus, sondern sucht auch die inneren Verhältnisse zu regeln, was schon das Privateigentum notwendig macht. Der in etwa zivilisierte Mensch treibt bereits Innenpolitik. Seine Verfassung regelt die Beziehungen der Gesellschaft zu anderen sozialen Verbänden und der einzelnen Mitglieder untereinander. Immerhin braucht die Entwicklung eines seßhaften Volkes zum ordentlichen Staatswesen selbst bei günstigen Klima- und Bodenbedingungen sehr lange Zeit; denn die Mitglieder des Staates müssen erst an ihre Rechte und Pflichten gewöhnt werden.

Obwohl die Verfassung aus der Art des Nahrungserwerbs entsteht, bestimmt sie doch schon die Politik selbst primitiver Staaten. Im gefestigten Zustande weiter fortgeschrittener Staaten schafft sie geradezu die Innen- und Außenpolitik, modelt den Gesamtcharakter ganzer Völkergruppen, prägt jedem einzelnen Volke den Nationalcharakter auf, erfaßt so gar das Individuum, wirkt je nach ihrem Geiste hindernd oder fördernd auf Wissenschaft und Religion, kurz: sie gibt ganzen Epochen,ganzen Völkern ein eigenes Gesicht, ist der Angelpunkt des gesamten Geschehens, während sie selbst ihrer Beseitigung den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt.

Daraus ergeben sich Folgerungen zweierlei Art:

In wissenschaftlicher Hinsicht bietet die Verfassung eine vorzügliche und ausreichende Handhabe, um vergangene Zeiten zu erforschen. Es muß daher an alle, die sich aus der Geschichte Wahrheit, Klarheit und Belehrung holen wollen, die dringende Mahnung gerichtet werden, sich zunächst eine genaue Kenntnis der Verfassung zu verschaffen. Beim Geschichtsschreiber verdichtet sich diese Mahnung zur selbstverständlichen Forderung. Die einheimischen Angelegenheiten und Staatsveränderungen lassen sich dann leicht begreifen, die auswärtigen Unterhandlungen verlieren das geheimnisvolle, dunkle und rätselhafte Antlitz; denn die Beobachtung der

(1) Am. II. 61.

Forderung setzt den Forscher in den Stand, über die Wirkungen hinaus die Ursachen zu entdecken. (1)

In sachlicher Hinsicht muß sorgfältig das allen Staaten oder wenigstens Staatengruppen Gemeinsame von dem Besonderen des einzelnen Volkes geschieden werden. Das Gemeinsame kann wiederum nach der Wirkung eingeteilt werden in Innen- und Außenpolitik, wobei unter Innenpolitik der Kulturzustand, unter Außenpolitik der reale Machtbesitz und seine Anwendung, seine Wirkung nach innen und außen zu verstehen ist. Eine Betrachtung von diesem Gesichtspunkte aus vermittelt eine zwar allgemeine, aber wertvolle Kenntnis des Gesamtzustandes ganzer Zeitepochen. Das Besondere einer Verfassung haftet naturgemäß dem einzelnen Staate, dem einzelnen Volke an und formt den Nationalcharakter.

Keine Verfassung stellt etwas Vollkommenes dar, jede hat Lücken und Fehler. Beim Studium verlangen gerade diese besondere Aufmerksamkeit; denn aus den Fehlern fließen die üblen Kulturzustände, aus den Fehlern lassen sich leicht die überraschenden und plötzlichen Veränderungen, Machtverschiebungen und Revolutionen erklären, während die Verfassung an sich oder ihr Geist zähe Beharrung aufweist. In jedem Falle ist die Verfassung die Grundlage des geschichtlichen Geschehens bei zivilisierten Völkern; ihr genaues Studium ermöglicht den Einblick in das historische Getriebe nach Ursache und Wirkung.

Diese Grundsätze befolgte Robertson in seinen berühmten Einleitungen. Es bleibt nur noch übrig, diese Anwendung an einigen Beispielen zu zeigen.

Um 1300 war in allen Königreichen Europas die gleiche Regierungsform eingeführt; diese „überraschende Gleichheit" (surprising similarity) in der Staatsverfassung und den Gesetzen beweist, daß die Nationen, die das Römerreich gestürzt und verschiedene Königreiche errichtet haben, zwar in verschiedene Geschlechter mit anderen Namen geteilt, entweder ursprünglich ein Volk waren oder sich alle in derselben Lage befunden haben. Die gleiche Verfassung heißt Lehnssystem. (2)

Im dritten Abschnitt der Einleitung zur Geschichte Karls V. erläutert Robertson die Verfassung der einzelnen Staaten, die um 1500 ein großes politisches System gebildet haben, die Türkei mit einbegriffen. Eine Beschreibung der englischen

(1) Vergl. Scotl. I. 88. (2) Scotl. I. 14.

Konstitution lehnt er unter folgender Begründung ab: da der Zustand der Regierungen unter allen europäischen Nationen einige Jahrhunderte hindurch fast ein und derselbe war, so ist nichts, was den Fortgang der englischen Verfassung mehr erläutern könnte als eine sorgfältige Erforschung der Gesetze und Regierungsbräuche auf dem Festlande. (1)

Die Ursachen, die den Sondercharakter der Völker bestimmen, können sehr verschiedener Art sein: Absichten Gottes, Kleinstaaterei, Militarismus, Pazifismus, Herrschsucht u.s.w. Auch hiefür einige Hinweise:

Die besondere Verfassung der Juden, deren Beobachtung ihnen vom göttlichen Gesetzgeber auferlegt war, um sie vor der Abgötterei zu bewahren, bildete einen Nationalcharakter (national charakter), der des freien und duldsamen Verkehrs mit fremden Völkern nicht fähig war. (2)

Für uns dürfte es besonders anziehend sein, was Robertson über die deutsche Verfassung um 1500 zu sagen weiß. Deutschland bot das Bild eines gemischten Staatskörpers, der aus der Verbindung vieler Staaten bestand, wovon jeder eine souveräne und unabhängige Macht im eigenen Territorium besaß. Der Kaiser war das Haupt aller Glieder, die den vereinigten Staat bildeten. Man sah ihn als Haupt einer Konföderation an, durch freie Wahl der Glieder zur Würde erhoben. Der Kaiser glaubte, ihm sei wirklich eine souveräne Macht übertragen. Aus diesem Widerspruche erwuchsen auch die Hemmnisse, die selbst noch bei Karl V. zu finden sind. Eigenbrödelei, Kleinstaaterei und Gezänk um politische Machtbefugnisse scheinen den Deutschen eigentümlich zu sein. (3)

Der herrschsüchtige Geist der Jesuitenverfassung verdarb die guten Seiten des Ordens. Obwohl die einzelnen Mitglieder durch die Reinheit der Sitten vorteilhaft von der sonstigen Geistlichkeit abstachen, flößte ihnen die Verfassung doch den Geist der „kühnen und unternehmenden Ränkesucht" ein. An diesem Fehler der Verfassung scheiterte der Orden sowohl in Paraguay als auch in Europa. (4)

Die Republik Venedig, zu sehr auf den Handel eingestellt, vernachlässigte die Wehrverfassung vollständig; das war der Grund ihres Unterganges. Das türkische Reich steigerte seine Militärmacht durch Einrichtung der Janitscharen. Dieses

---

(1) Vergl. Karl, I. 165, 525. (2) Am. I. 5.
(3) Vergl. Karl, I. 241 ff. (4) Karl, III. 229 ff.

furchtbare Instrument wandte sich bald gegen den Schöpfer selbst und zwang dem Despoten einen fremden Willen auf. Der Militarismus überschlug sich und legte die Außenpolitik lahm.

Der Methode, aus der Verfassung den gesamten Zustand eines Volkes zu erschließen und zu erklären, wird man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können; schon Montesquieu wies eindringlich auf die einschneidende Bedeutung der Verfassung hin. Ebenso fruchtbar scheint mir der Gedanke zu sein, in den Fehlern einen Erklärungsgrund für den mehr oder minder schnellen Abstieg, Zerfall und Untergang der Staaten zu erblicken. So löblich die auf Fehler gerichtete Aufmerksamkeit sein mag, so kann sie doch zur Trübung des Urteils führen, wenn sich das Verfahren zur absoluten Methode auswächst, d.h. wenn unter allen Umständen Fehler gefunden werden müssen, um handgreifliche Wirkungen natürlich und vernünftig zu erklären. Die wirklich vorhandenen Unvollkommenheiten erscheinen allzuleicht in einem Zerrspiegel, nicht vorhandene werden nach Bedarf unterschoben. Treten gar noch Anschauungen grundsätzlicher Art hinzu, so scheint die Wertung ganzer Zeitalter schon vorher bestimmt zu sein.

Ein Fall dieser Art liegt bei Robertsons Beurteilung des Mittelalters vor. Seine weltanschauliche Grundeinstellung besagt: Freiheit und Gleichheit sind die unveräußerlichen Vorrechte eines jeden Menschen. Die Verfassung des Mittelalters, bekannt unter dem Namen Feudalsystem, war aristokratisch, verdarb den Adel, machte ihn herrschsüchtig und verwandelte den Staat in eine Anarchie. Die angeborenen Vorrechte gingen dabei verloren, die Menschen wurden in unwürdiger Weise geknechtet und versklavt. Daher verdient das Lehnssystem und das ganze Zeitalter seiner Herrschaft — eben das finstere Mittelalter — die Verdammung der späteren Geschlechter. Der Geist des Papsttums begünstigte die Macht der kleinen Fürsten, auch ihm gebührt die erwiesene Verachtung. (1) Der Pinsel muß in dunkle Farben getaucht werden, um den Zustand dieser finsteren Zeit zu malen. Mit sichtlichem Behagen zählt daher Robertson alle Ursachen auf, die das Feudalsystem, die Adelsanarchie untergraben haben. Er erblickt in dem ständigen Wachstum der königlichen Macht einen wahren Fortschritt. Jedes Mittel einer klugen Politik erscheint ihm gerechtfertigt, sofern es nur zur Schwächung der trotzigen Vasallen beiträgt. Überhaupt sieht er

(1) Scotl. I. 187.

in dem Kampfe zwischen Adel und Krone keine Beeinträchtigung der Freiheit. Er wünscht eine Verfassung, die allen Bürgern zugute kommen soll, nicht einem Stande.

Sein eigenes Staatsideal wurzelt in der aufgeklärten Monarchie des achtzehnten Jahrhunderts. Der Fürst regiert durch weniger gewaltsame, aber kräftige Gesetze. Die wohlgeordnete Regierung ermöglicht es ihm, die ganze Macht des Staates zum Wohle aller zu gebrauchen. Als Sicherung gegen etwaige Übergriffe des Staatsoberhauptes besteht eine Volksvertretung oder ein alter Erbadel, der allerdings weder unabhängige Gerichtsbarkeit besitzt noch politische Sondergelüste zeigt. Aus dem Gleichgewicht der Staatsmacht ergibt sich ein tragfähiger Zustand, der sowohl das Übel einer Despotie als auch einer Anarchie unmöglich macht. Der Staat als solcher erscheint als Summe der Individuen unter einheitlicher politischer Oberleitung, nicht etwa als Volksgemeinschaft, verbunden durch gleiche Sprache, gleiche Kultur und gleiches Schicksal. Die Monarchie hat sich bewährt, insbesondere bei größeren Staaten; Stadtstaaten dagegen scheinen auf Grund des Handels mit der republikanischen Verfassung günstiger gestellt zu sein, was er ausdrücklich vermerkt. (1) Das Ideal enthält die wesentlichen Züge des englischen Staates jener Zeit. Das Bewußtsein, in einem Staate zu leben, dessen Verfassung von den Franzosen so sehr bewundert und von Montesquieu und Voltaire als Vorbild hingestellt wurde, ließ ihn die engen nationalen Grenzen seiner schottischen Heimat vergessen; er dachte und fühlte wie ein Engländer. Er glaubte, sein Vaterland England erfreue sich eines besonderen Wohlwollens Gottes; denn die Vorsehung zerstörte die gefährliche Armada. Heinrich der VIII. bewahrte mit starker Hand das Gleichgewicht Europas; dadurch spielte England die Rolle eines „Schutzengels der Freiheit Europas." (2) Von dem Gedanken der englischen Weltmission vollkommen durchdrungen, rückte er die Kulturgrenzen seines Vaterlandes weit über die politischen Grenzen hinaus und umgab sich so mit dem Scheine eines Weltbürgers.

In der Methode, aus der Verfassung allein den Gesamtzustand eines Volkes zu beschreiben, liegt eine weitere Schwäche. Das Versprechen, aus Besonderheiten den Nationalcharakter zu erklären, klingt recht verheißungsvoll, aber glatte Worte können darüber nicht hinweg täuschen, daß unter den Besonderheiten eigentlich nur Fehler aufgezählt werden, an

(1) India, 47.
(2) Scotl. I. 93.

denen die Staaten zu Grunde gingen oder zur Bedeutungslosigkeit herabsanken. Das sind politische Dinge, die den Nationalcharakter durchaus nicht erschöpfen; Fehler allein genügen nicht, seinen Werdegang zu veranschaulichen.

Mit der ausführlichen Behandlung der Verfassung wollte ich zeigen, welche überragende Bedeutung ihr Robertson beimißt, und ferner erweisen, daß er von diesem Standpunkte aus zu einer Verurteilung des Mittelalters gekommen ist. Beides erscheint mir wichtig, weil die gesamte Literatur über unsern Historiker diesen Punkt nicht genügend berücksichtigt hat und seine Bewertung des Mittelalters mit vornehmer Rüge aus dem Mangel an historischem Verständnisse herleitet. Ich verkenne keineswegs die Gefahrmomente, die sich aus seiner Schätzung der Verfassung ergeben; es genügt mir aber,seine Stellung auf die richtige Grundlage zurückgeführt zu haben. Die Kritiker scheinen sich nicht der Mühe zu unterziehen, die gesamten Werke zu lesen; sie geben sich meistens mit einer Durchsicht der Einleitung zur Geschichte Karls V. zufrieden. Wie wäre es denn anders zu erklären, daß diese Einleitung immer und immer wieder zitiert wird, während die übrigen Werke, obwohl sie für die Auffassung in mancher Hinsicht wichtiger sind, gar nicht genannt werden?

3.) Recht.

Robertsons Auslassungen über Recht und Rechtsverhältnisse bieten ein verschwommenes Bild; kein Wunder; denn wie sollte das Recht bei der überragenden Bedeutung der Verfassung, die doch schon selbst einen Rechtszustand verkörpert, ein nennenswertes Sonderdasein führen? Immerhin scheint er dem Ursprunge nach ein privates und ein öffentliches Recht anzunehmen; beide Arten stammen aus verschiedener Quelle.

Eine der stärksten Leidenschaften ist die nachtragende Empfindlichkeit (resentment). Daraus entsteht für die beleidigte Person die natürliche Folgerung, das ihr zugefügte Unrecht selbst zu rächen. Niemand wird hier ein gesundes Verhältnis zwischen Tat und Sühne vermuten; denn die Strafe einer aufgeregten Person kennt kein Maß. Bei den alten Deutschen und anderen Völkern mit gleicher sozialer Struktur hatte sich die Neigung, eine angetane Beleidigung zu rächen, schon in ein privates, persönliches Recht verwandelt. Unter Ausschaltung eines Schiedsmannes oder einer Obrigkeit übte man es selbst mit eigenen Waffen aus. Dieser Brauch führte schließlich zur verderblichen Gewohnheit der Fehden und Duelle.

Gegen dieses Recht gingen geistliche und weltliche Behörden ohne sonderlichen Erfolg vor. Bemerkenswert ist immerhin, daß der Staat, daß die oberste Regierungsgewalt das persönliche oder private Recht an sich zu reißen suchte, was auch zum Heile der Menschheit nach und nach gelungen ist. (1)

Neben diesem, dem Vergeltungsgefühl entsprungenen Rechte, besteht ein öffentliches Recht, das gleichzeitig mit dem Begriff des Eigentums entstanden ist. Als Hüter dieses Rechts trat sofort der Staat auf, der das Privateigentum zum Hauptgegenstande seiner Gesetze und Gerichtsbarkeit machte und somit das ganze öffentliche Recht in der Verfassung aufgehen ließ. (2)

4.) Sitten und Gewohnheiten.

Diese entstehen aus dem jeweiligen Zustand, bilden das beharrliche Element und verlieren erst ihre Wirksamkeit nach einem grundsätzlichen Wandel des Zustandes. Sie üben einen sonderbaren Einfluß auf Verstand und Moral aus. Das Gewissen schwieg, wenn ein Gegner ermordet wurde; die Rechtsgewohnheit der Selbsthilfe hatte es eingeschläfert und abgestumpft. Gewohnheiten machen uns überhaupt kurzsichtig und blind gegen die Laster der eigenen Zeit, während die Vergehen anderer Epochen und Völker mit Entrüstung verurteilt werden. Mögen Sitten und Gewohnheiten noch so töricht sein, niemals können bloße Gesetze und Verordnungen sie aus der Welt schaffen. Selbst die Macht des Despotismus scheitert an dieser Schranke. Die ganze Denkungsart eines Volkes muß verändert oder eine Macht eingeführt werden, die ihnen langsam entgegenarbeitet. Als vorzügliches Mittel haben sich die Wissenschaften erwiesen. (3)

Bei einer vergleichenden Betrachtung der Welt wird sich eine Ähnlichkeit oder Gleichheit der Sitten und Gewohnheiten räumlich und zeitlich auseinanderliegender Völker feststellen lassen. Horden an der Donau und am Mississippi bieten dasselbe Bild. Auf Grund dieser Tatsachen darf man nicht etwa auf Blutsverwandtschaft der Völker schließen, sondern auf den gleichen Zustand der Gesellschaft, in dem beide leben oder gelebt haben. (4)

---

(1) Vergl. Scotl. II. 19 ff. Karl, I. 369.
(2) Am.II.66.
(3) Am. II. 15, Scotl. II. 23, Karl, I. 74, India, 191.
(4) Am. II. 15 ff.

5.) Wissenschaft und Kunst.

Wie schon erwähnt, gehört die Wissenschaft mit zu den großen Ursachen, die die Sitten und Gewohnheiten verändern können. Wissenschaft setzt aber eine hoch entwickelte Vernunft voraus. Der natürliche Weg der erwachenden Seelenkräfte geht beim einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern von der Phantasie zur Vernunft, von der Einbildungskraft zum abstrakten Denkvermögen. Der Mensch ist erst Poet, dann Philosoph. Eine Umkehrung dieser Reihenfolge rächt sich bitter, wofür die mittelalterliche Wissenschaft der Scholastik einen hinlänglichen Beweis liefert. Unsere Vorfahren übersprangen die Poetenstufe, wurden sofort Wissenschaftler, vergeudeten ihre Kräfte in finsteren, metaphysischen Untersuchungen und verdarben die Religion, indem sie die Spitzfindigkeiten als ihr eigentliches Wesen zu betrachten begannen. In törichter Weise untersuchte die Scholastik Dinge, die gar nicht Objekte der menschlichen Vernunft sind. Hier machten sich die verderblichen Folgen der griechischen Erbschaft bemerkbar, die nicht nur das Abendland auf den Irrweg der Spekulation geführt hat, sondern auch die Araber dahin brachte, die gesamte Philosophie mit metaphysischem Geiste zu durchsetzen und sie uns als unverständliches, grillenhaftes Gewebe vorzusetzen. (1)

Die seltsame Beurteilung wisenschaftlicher Regungen und Strebungen im Mittelalter entspringt fogenden Erwägungen. Ein System von allgemeinen Sätzen, also Wissenschaft, ist notwendig, um entweder die Operationen des Verstandes oder die Betätigung unserer moralischen Kräfte oder das Wesen und die Beschaffenheit äußerer Gegenstände zu untersuchen. Im ersten Falle heißt sie Logik, im zweiten Moral, im dritten Naturkunde oder Physik. Die Logik zergliedert die eigenen Seelenkräfte und zeigt die Grundsätze auf, die zur Errichtung eines Lehrgebäudes der Wissenschaft notwendig sind. Soweit wirkt sie heilsam. Wagt sie sich aber an Dinge heran, die den menschlichen Kräften immer unbegreiflich bleiben werden, so verläßt sie den wohlgegründeten Boden des gesunden Menschenverstandes, schlägt in Metaphysik um und zeitigt irrige und gefährliche Früchte. Beispiele dafür liefert die skeptische, d.h. idealistische Philosophie der Inder und Griechen. Diese leugnet das Dasein der materiellen Welt und gesteht nur den Ideen Wirklichkeit zu. Sie muß ebenso wie die Scholastik abgewiesen werden.

---

(1) Vergl. Karl, I. 98 und 427 ff.

Aus dieser Stellungnahme ergibt sich Robertsons Verwerfung aller spekulativen Systeme deutlich genug. Selbst die Religion bleibt von diesen Folgerungen nicht verschont. Wahre Religion ist eben das Kind der durch Wissenschaft gepflegten Vernunft; ganz folgerichtig erreicht sie ihre höchste Vollkommenheit in aufgeklärten und gebildeten Zeitaltern. (1)

Den Wissenschaftlern fällt die Aufgabe zu, sich auf allen Wissensgebieten — Metaphysik ausgenommen — zu betätigen und zwar im Sinne des Fortschritts und des Wirkens in die Breite. Die Humanisten erfüllen diese Aufgabe nicht; denn ihre Geisteskultur erschöpfte sich in der Bewunderung der Alten und verzichtete darauf, ein Produkt der schöpferischen Seele zu sein. Es soll aber nicht verkannt werden, daß die Entdeckung der edlen und gesunden Gedanken griechischer und römischer Schriftsteller ein wirksames Mittel war, die Menschen aus der Denkträgheit zu reißen und den Forschungsgeist zu beleben. Andererseits blieb ihnen die Wirkung in die Breite versagt; denn die lateinische Sprache bildete ein unüberwindliches Hindernis; diese wurde gepflegt, die Muttersprache verharrte in der Barbarei, die Gelehrten gaben sich auch keine Mühe, diese zu verbessern, zu glätten, zu bereichern, kurz: sie literaturfähig zu machen. (2)

Die Wertschätzung der Muttersprache berührt uns angenehm. Wir werden von einem Aufklärer nicht besondere Kenntnisse der historischen Grammatik und der vergleichenden Sprachwissenschaft verlangen können; es verdient aber doch Beachtung, daß Robertson sich der Sprachvergleichung als Hilfsmittel bei der Entscheidung historischer Streitfragen bedient. Durch dieses Verfahren erschließt er die Rassezugehörigkeit der Schotten und Uramerikaner. (Die Schotten gehören zu den Kelten, die Amerikaner nicht zu den Grönländern und Eskimos.) Die Hochschätzung der Muttersprache fand sogar ihren Niederschlag in einer Abhandlung über die Entwicklung der englischen und schottischen Sprache, die in dem selbstbewußten Ergebnis gipfelt: die beiden Sprachen haben sich in der Gegenwart so angeglichen, daß Schottland auch in geistiger Hinsicht neben England einen Platz erobert hat. Schottland ist durch die gemeinsame Sprache ein wichtiges Glied der Aufklärung geworden, seinen Gelehrten steht die Wirkung in die Breite offen. Die Abhandlung bildet bezeichnender Weise den Schluß der History of Scotland.

---

(1) Vergl. India, 296 u. 297.
(2) Karl,I.100 ff., II. 168, Scotl. III. 101.

Prüfen wir die Stellung der Wissenschaft im Gesamtrahmen, so haben wir in ihr einen vorzüglichen Hebel zur Verfeinerung der Sitten, Gewohnheiten und der Religion zu erblicken; die Wirkungen zeigen sich alsbald in der Vervollkommnung des menschlichen Charakters. Was Schiller den Künstlern zuruft, legt Robertson den Trägern der Wissenschaft ans Herz: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!"

Es wird nicht überraschen, vergeblich nach einer ähnlichen Wertschätzung der Kunst zu suchen. Was die Anmerkungen unter diesem Namen bringen, gehört zur Erhaltung des Lebens, zur Bequemlichkeit des Einzelnen und der Gesellschaft. (Kleidung, Wohnung, Hausgerät, Waffen, Putz Schmuck, Schrift.) Wir erfahren nichts von den Dombauten des Mittelalters, nichts von den Baustilen, nichts von der bildenden Kunst der Renaissance.

Robertson sucht in seinem Hauptwerke nach Gründen, nach bewegenden Ursachen in der Geschichte; er will erklären, wie der Kulturzustand geworden ist, welche Kräfte an seiner Veränderung mitgewirkt haben. Nach der Gesamteinstellung konnte er der Kunst einen so tiefgreifenden Einfluß nicht zugestehen; wohl war sie ihm eine Spitzenleistung der Kultur, nicht ursachenlos, aber zwecklos und ohne nennenswerte Rückwirkung auf ihren Ursprungsboden. In seiner Analyse der treibenden Kräfte fand sich darum für die hohe Kunst kein Platz. Sein Kulturbegriff ruhte auf anderen Fundamenten.

Weniger stiefmütterlich ist die Kunst in dem letzten Werke: Untersuchung über Indien, behandelt. Das Buch verzichtet auf die Darstellung des Werdeganges der indischen Völker; es will nur die Beziehungen der alten Welt zu Indien erläutern und den Kulturzustand seiner Bewohner beschreiben. Hierbei spricht Robertson auch von einer Kunst, die von den Gebrauchskünsten verschieden ist, von einer Kunst, die über das bloße Bedürfnis hinausgeht. Nach seiner Ansicht äußern sich die ersten Regungen dieser Art in der Baukunst. Dazu tritt bald die nachahmende Kunst der Bildhauerei. Unter Berufung auf die französische Übersetzung von Winkelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums", betont er ihren langsamen Fortschritt. Den Gipfelpunkt künstlerischen Schaffens scheint er im Drama zu sehen, das nur bei hochzivilisierten

Völkern entstehen und gedeihen kann. (1) Bei der Bewertung des indischen Schauspiels warnt er in feinsinniger Weise vor einer geistlosen Übertragung unserer Regeln auf ein Kunstwerk, das in einer anderen Kulturwelt gewachsen ist; nur die Dazwischenkunft höherer Wesen vermindert den Kunstwert beträchtlich und verfehlt die gewünschte Wirkung. (2)

6.) Handel.

Dieselbe Aufmerksamkeit wie den Wissenschaften läßt Robertson auch dem Handel angedeihen. Seine wohltätigen Wirkungen: Verfeinerung der Sitten, Beseitigung der Vorurteile über andere Nationen, Schaffung friedlicher Zustände, Begünstigung der Städteentwicklung zu Ordnungs- und Kulturzellen sowie zu Stätten bürgerlicher Freiheit, erstrahlen in hellem Glanze. Als vornehmliche Ursache haben die Kreuzzüge zu gelten, die an sich zwar die Ausgeburt eines törichten und schwärmerischen Zeitalters darstellen, aber doch dem Handel einen ungeahnten Aufschwung brachten und so mittelbar die eben genannten guten Folgen aufzuweisen hatten. Unser Staunen wächst, wenn wir in dem Wortschwall der gepriesenen Wirkungen nach dem eigentlichen Gegenstande des Handels, nach seiner wirtschaftlichen Bedeutung fragen und keine Antwort erhalten. Diese Dinge interessieren unsern Historiker auch nicht. Es liegt ihm nur daran, klar zu machen, wie der Handel zur Zeit der Kreuzzüge die Städte reich machte. Mit dem Wohlstande wuchs die Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Die großen Städte Italiens schritten voran, andere folgten: sie erwarben teils durch Gewalt, teils durch Kauf die politische Freiheit, wurden selbständige Körperschaften, waren der Nährboden des neuen Standes der Bürger, überhaupt Sitze der Freiheit jeder Art. So schlugen sie ungeheure Breschen in das handelsfeindliche Lehnssystem eben deshalb, weil der Handel ihnen die nötige Kraft zuführte. Der Handel wird hier als Kampfwaffe zur Niederringung des politischen Gegners aufgefaßt, des Lehnssystems, das wir als Quelle des Übels bereits kennen gelernt haben. Von der Waffe selbst brauchen wir nicht viel zu wissen; es genügt, ihre Wirkung beim Feinde festzustellen.

Das ist die Grundstimmung, die bei den Auseinandersetzungen über den Handel in der Einleitung zur Geschichte Karls V. und in der Geschichte Schottlands durchschimmert.

(1) Robertson besaß eine ausgesprochene Vorliebe für Dramen; gern ließ er sich Shakespearesche Stücke von dem berühmten Schauspieler Garrick vorlesen.
(2) India, 275, 278, 290—91.

Die Auffassung gnügte wohl bei dem Stoffe der zwei Werke, nicht aber für die Geschichte von Amerika und die Untersuchung über Indien. Hier mußten die Produkte Amerikas und Indiens genau beschrieben, die Art ihres Austausches eingehend berücksichtigt werden. Einen Abriß des Handels mit den spanischen Kolonien fügte Robertson am Schlusse seiner History of America auf etwa 26 Seiten bei. Man könnte diesen Abschnitt als Versuch einer Wirtschaftsgeschichte bezeichnen, sofern man sich in bescheidenen Grenzen hält. Immerhin werden dort für die damalige Zeit recht bedeutsame Ansichten geäußert, die durchaus zu den Verdiensten unseres Historikers gezählt werden müssen. In jedem Falle legt er der Mit- und Nachwelt nahe, wie eng sich Wirtschaft und Politik berühren.

Ein plötzlich hereinbrechender Reichtum wirkt sich sowohl beim Privatmann als auch beim Staate unheilvoll aus. Der schnelle Zuwachs an Macht und Einkünften durch den Handel mit Amerika äußerte sich in Spanien durch einen „verderblichen Einfluß auf die politischen Unternehmungen." Philipp II. beunruhigte im Bewußsein seiner Machtquellen alle angrenzenden Völker. Er bekriegte die Holländer und Engländer, unterstützte eine Umsturzpartei in Frankreich, eroberte Portugal und unterhielt starke Besatzungsheere in Italien, Afrika und Indien. Die Monopolisierung des Handels mit der neuen Welt schaltete alle Kräfte aus, die sich im Freihandel regen. Die Unternehmungslust schlief ein, die Preisbildung hing von gewinnsüchtigen Launen der Monopolisten ab, der Markt befriedigte nicht die Nachfrage nach Waren, weder in der Quantität noch Qualität. Der Schleichhandel und die erfolgreiche Konkurrenz der Engländer, Franzosen und Italiener schwächten Spanien wirtschaftlich derart, daß es allmählich auch zur politischen Bedeutungslosigkeit herabsank. Ganz behutsam deutet Robertson auf die wahren Ursachen der meisten Kriege im 18. Jahrhundert hin: Zurückdrängung Spaniens, Kampf um Kolonial-, Absatz- und Rohstoffgebiete.

Der Mensch im Rahmen der kulturellen Bedingungen ergibt folgendes Bild:

Der Mensch, so wie er aus den Händen der Natur kommt, ist überall dasselbe Wesen. Weder Vorzüge noch besondere angeborene Eigenschaften unterscheiden das Kind bei kultivierten Völkern von dem eines Wilden. Die Fähigkeit zur Kultur scheint bei allen gleichmäßig vorhanden zu sein. Die später erlernte Geschicklichkeit und Fertigkeit sowie das moralische Gefühls- und Willensvermögen hängen ganz von dem

Zustande ab, in dem der Mensch aufwächst und lebt. Die Seele gleicht sich diesem Zustande vollständig an; von ihm erhält sie Zucht und Erziehung, die gesamte Formung, den Charakter. Der jeweilige Grad des Kulturzustandes steht immer im gleichen Verhältnisse zur jeweiligen Zahl der Bedürfnisse, deren Befriedigung wiederum die Verstandeskräfte der Menschen in proportionaler Weise übt. Selbst die Art der Gefühlswelt wird bestimmt durch die vom Kulturzustand geschaffenen Beziehungen zwischen ihm und seinen Mitmenschen. Kurz gesagt: der Mensch ist das Produkt seiner Umgebung. (1)

Der Sammelbegriff „Kulturzustand" besitzt einen Drehpunkt in der Verfassung, deren beharrendes Moment in den Sitten und Gewohnheiten liegt. Die Wissenschaft — wozu auch das Recht als Lehre gehört — und der Handel sind die Triebkräfte der Aufwärtsbewegung: die Wissenschaft hellt den Kopf auf, der Handel begünstigt die bürgerliche Freiheit. Die Religion offenbart sich schließlich als ein Ergebnis des Gesamtzustandes, allerdings mit der Einschränkung, daß die Wissenschaft ihr den Weg zur reinen, vernunftgemäßen Höhe ebnet, während geistliche und weltliche Tyrannei sie zum Aberglauben wandeln kann.

Was hier theoretisch getrennt werden mußte, steht in der Praxis viel enger zusammen. Was in diesem Augenblick als Wirkung angesehen wird, verwandelt sich im nächsten zur Ursache und so fort zu einer Kette kausaler Bedingungen und Verhältnisse. Das relative Gleichmaß und Gleichgewicht kann aber plötzlich durch Ursachen gestört werden, die in den Fehlern und Mängeln der Verfassung liegen. Dieser Weg führt zur Revolution. Von den Faktoren des Aufstieges — Wissenschaft und Handel — darf nur eine langsame Veränderung, eine Evolution erwartet werden.

d) Übersinnliche Faktoren.

Gott schuf die Welt nach einem ganz bestimmten Plane und gab ihr Gesetze ein, nach denen sie wie ein Uhrwerk weiterläuft. In der Profangeschichte vermögen wir den Plan dank einer aufgeklärten Vernunft nach der Regel von Ursache und Wirkung zu erschließen; bei der Heilsgeschichte dagegen hat Gott selber den Schleier fortgezogen und läßt seine Absichten unmittelbar vor das Auge des Menschen treten. Wir haben wohl zu unterscheiden zwischen dem Weltenschöpfer im

(1) Vergl. Am. II. 110.

Sinne einer baumeisterlichen Intelligenz und dem Erhalter und Regierer der Welt, der seine Absichten mit unendlicher Weisheit ins Werk setzt. Daraus ergibt sich die Frage nach dem Wesensverhältnis Gottes zur Geschichte, nach dem Wirken Gottes in der Geschichte. (1)

Die Welt läuft nach immanenten, allgemeinen Gesetzen, die zwar göttlichen Ursprungs sind, aber ihrem Schöpfer keinen unmittelbaren Eingriff erlauben; sie gelten unbedingt, und selbst Gott richtet sich in allen seinen Maßregeln, die der Erhaltung und der Regierung derWelt dienen, nach ihnen. Es ist klar, daß die Allgemeingültigkeit der Gesetze nur für das Reich der Erscheinungen, also für die tatsächlich vorhandene Welt besteht, nicht für die intelligible, metaphysische Welt, die Gott inne hat. Herrscht hier Freiheit, so dort Notwendigkeit, d.h. unsere Welt und alles Geschehen ist dem Kausalgesetze unterworfen. Damit fällt das Wunder, dessen Wesen doch in der zeitweiligen Aufhebung der Naturgesetze besteht. Von diesem Standpunkt aus tadelt Robertson die mittelalterliche Kirche, die das Volk in dem Glauben bestärkte, „der festgesetzte Lauf der Natur könne bei der unerheblichsten Gelegenheit verletzt werden." (2) Doch auch die alten griechischen Philosophen erfahren eine Zurechtweisung. Sie konnten sich infolge der „eingeschränkten Kräfte des menschlichen Geistes"keinen richtigen Begriff vom höchsten Wesen bilden. Auch die indischen Philosophen waren von dieser Unwissenheit und diesem Irrtum nicht frei. „Da sie nicht einsahen, daß das System der Natur ursprünglich durch die Macht und Weisheit Gottes angeordnet sei, glaubten sie, jedes einzelne Ereignis werde durch die unmittelbare Dazwischenkunft Gottes bewirkt." (3) Wir dürfen nicht auf außerordentliche Beweise der göttlichen Regierungsmacht hoffen, sondern sollen den regelmäßigen Fortgang und die Ausführung eines allgemeinen Planes mit Bewunderung betrachten.

Bei dieser Ansicht erscheint es fast ausgeschlossen, daß Gott überhaupt noch irgend eine Handhabe besitzt, um zur Verwirklichung seiner Absichten in den Lauf der Ereignisse einzugreifen. Seine Regierungstätigkeit beschränkt sich eben auf vorbeugende, vorbereitende, befördernde und schützende Eingriffe, die dem Kausalgesetz keineswegs zuwider sind, uns allerdings häufig als sonderbares Zusammentreffen der Ursachen erscheinen. Die Eingriffe bezeichnet Robertson mit dem Namen ‚Vorsehung". (Providence.) Hierzu einige Belege:

---

(1) Vergl. Am. II. 95. u. Serm. 3.
(2) Karl, I. 68. (3) India, 334.

Die Vorsehung setzte den ehrgeizigen Weltherrschaftsplänen Karls V. einen Franz I. entgegen, um die Menschheit von dem Übel einer Universalmonarchie zu bewahren. (1)

Die sonderbaren Einrichtungen und Umstände zur Zeit Christi und bei Luthers Auftreten machten die Gemüter für die neue Lehre empfänglich. Das darf als ein nicht geringer Beweis dafür angesehen werden, „daß eben die Hand, die die christliche Religion pflegte, auch die Reformation schützte und sie von ungemein schwachen Anfängen zu einem erstaunlichen Grade von Stärke und Reife erhob." (2)

Die Reformation bekämpfte das alte Lehrgebäude erfolgreich ohne äußere Macht; „das sind Taten, die auch Geschichtsschreiber, die am wenigsten zur Leichtgläubigkeit und zum Aberglauben neigen, einer göttlichen Vorsehung zuschreiben müssen. (3)

Die Sicherung der Reformation lag in derselben Hand, die sie ehemals an den Rand des Unterganges geführt hatte. (Moritz von Sachsen.) Während der König von Frankreich seine protestantischen Untertanen verfolgte, unterstützte er die Reformation in Deutschland. Angesichts dieser Tatsachen ruft Robertson begeistert aus: „So wundervoll herrscht Gottes Weisheit und lenkt den Eigensinn der menschlichen Leidenschaften, daß sie, wider ihren Willen, zur Erfüllung seiner Absichten dienen müssen. (4)

Luther wurde von der Vorsehung erweckt, der Urheber einer der tiefgreifendsten Revolutionen zu werden. (5)

Der Religionseifer des Hauses Guise und der Königin Maria beschleunigten den Umsturz der päpstlichen Herrschaft in Schottland. „Durch eine sonderbare Veranstaltung der Vorsehung mußten die Personen, die sich der Reformation in allen anderen Teilen Europas mit blutdürstigem Eifer entgegensetzten, Werkzeuge zu ihrer Beförderung in Schottland werden. (6)

Der Untergang der Armada rief nicht nur den presbyterianischen Geistlichen auf den Plan, sondern auch den überzeugten Engländer: „Durch den Segen der Vorsehung, die mit bemerkenswerter Sorge über die protestantische Religion und die britische Freiheit wachte, zerstreute und zerstörte die englische Tapferkeit eine Flotte, der Philipp hochmütig den Namen „ „die Unüberwindliche" " gegeben hatte." (7)

(1) Scotl. I. 92. (2) Karl II. 114, Serm. 5. (3) Karl, II. 114.
(4) Karl, IV. 104. (5) Karl, III. 342. (6) Scotl. I. 136.
(7) Scotl. II. 380.

Columbus geriet auf der Rückreise von Amerika in äußerste Seenot; da „endlich trat die Vorsehung ins Mittel, ein Leben zu retten, das für andere Dinste aufbehalten ward." (1) In Peru wird Chininrinde gefunden; sie „ist wohl das einfachste Mittel der Vorsehung, das sie aus Erbarmen für die Leiden der Menschheit gegeben hat." (2) Schließlich sei noch des Unterganges des großen Heidenreiches der Römer gedacht. Während Konstantin das Reich teilte und dadurch schwächte, „sammelten sich an den Grenzen die Barbarenvölker, die von der Vorsehung als Werkzeug bereitet waren, das mächtige Römerreich zu vernichten, und musterten ihre Armeen". (3)

Die wenigen Beispiele mögen genügen, um die Anwendung des Begriffes „Vorsehung" bei Robertson zu charakterisieren. In allen seinen Werken erscheint dieses Wort, nur nicht in der Einleitung zur Geschichte Karl V.

Das Wirken Gottes in der Geschichte beschränkt sich auf die Anordnung der Ursachen, wie es seinen Zwecken entspricht, auf die Lenkung ganzer Ursachenreihen, die sich dann in dem gewünschten Punkte schneiden und die beabsichtigte Wirkung notwendig hervorbringen müssen. Dadurch wird jeder Zufall ausgeschaltet, dem Hume noch eine beträchtliche Rolle zugewiesen hatte. Tatsächlich kommt auch das Wort „Zufall" in den Werken gar nicht vor, geschweige denn als Erklärungsprinzip sonderbarer Wendungen in der Geschichte.

Der Finger der Vorsehung wird immer dann spürbar, sobald es gilt, die im Aberglauben versandete oder mit fremden Bestandteilen durchsetzte Religion wieder herzustellen und zu verbreiten, das Gefühl der Menschlichkeit zu fördern, heidnische Reiche zu stürzen, die Menschheit vor Übeln zu bewahren und England zu beschützen; also immer, um das darniederliegende Gute im Robertsonschen Sinne wieder aufzurichten, zu fördern, zu beschirmen. Zweifellos liegt dieser Auffassung der Gedanke einer sittlichen Weltordnung zu Grunde. Auf die Frage, woher denn das Böse stammt, das dem Guten den Weg versperrt, es niederdrückt und die Menschheit nachweislich in der Finsternis hält oder gehalten hat, antwortet Robertson überhaupt nicht. Sofern er auf Zeiten kulturellen Tiefstandes zu sprechen kommt, erklärt er deren Ursachen höchst real, d.h. durch physische, psychische und kulturelle Faktoren. Ein metaphysisches Prinzip des Bösen nennt er nicht. Trotzdem setzt er es voraus; es steht im Kampfe mit dem Guten, aber der Kampf spielt sich mit realen Machtmitteln in der tatsächlichen Welt ab. Wem der Sieg beschieden

(1) Am. I. 73. (2) Am. III. 170. (3) Am. I. 17.

ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein; denn Gott, sein Segen und seine Weisheit haben sich mit dem Guten verbunden, das so in der metaphysischen Welt seinen Rückhalt und seine Verankerung findet.

Eine nähere Beleuchtung der Dinge, denen Robertson das Prädikat des Guten beilegt, kann ich füglich übergehen. Wie in dem Kapitel über Religion, so gilt auch hier der Satz: sein Kleid, seine Nationalität ist sein Programm.

2.) Formale Gesichtspunkte.

Standen bis jetzt die einzelnen Faktoren mehr oder weniger abgesondert im Blickpunkte der Betrachtung, so sollen sie jetzt zugunsten einer geistigen Anschauung des Zusammenhanges zurückgedrängt werden. Es ist selbstverständlich, daß diese von der seelischen Struktur des Betrachters abhängen muß. Wie wären denn anders die vielen Arten der Geschichtsbetrachtung möglich? Jeder Geschichtsschreiber geht doch an seinen Stoff mit einer Summe theoretischer Ansichten heran, um ihn zu meistern, die Vorgänge zu verknüpfen, ihnen Leben und Kraft mitzuteilen, ihm irgend eine Form zu verleihen. Ich will nun untersuchen, wie Robertson sich zu dem Saisbilde des Geschichtsverlaufs stellt, wie es sich in seinem Kopfe ausnimmt.

Es wäre ein recht grober Irrtum, die menschlichen Verhältnisse aus einer Ursache allein erklären zu wollen. Die kulturellen Bedingungen haben einen ebenso großen, ja noch bedeutenderen Einfluß auf den Charakter einzelner Menschen und ganzer Nationen als die physischen Faktoren. (1) Das Verhältnis der Einwirkung beider Faktoren hängt überhaupt von der Höhe des Kulturzustandes ab. Der Wilde unterliegt dem Einflusse des Klimas und des Bodens in größerem Maße als der zivilisierte Mensch, der sich vermöge seiner Intelligenz diesen mehr entzieht, um allerdings enger von der Kultur umklammert zu werden. In dem Wechselverhältnis bestimmt demnach die jeweilige Kultur den Anteil und die Größe des Einflusses der physischen Faktoren. Der Mensch, als psychischer Faktor, sieht sich von einem Reiche dichtgedrängter Notwendigkeiten umgeben. Seine seelische Selbstentfaltung hängt von den oben genannten Faktoren ab, seine machtpolitische Auswirkung stößt überall auf Hindernisse; allenfalls gelingt es ihm, die Grenzen um ein weniges hinauszuschieben. Und doch bildet er mit seinen Bedürfnissen, seiner Ruhelosig-

(1) Vergl. Am. II. 33 u. 121.

keit, seinem Verstande die irrationale Größe in dem rationalen Getriebe; das um so mehr, als sich der Schöpfer der Welt sichtbar um ihn bemüht.

a) Gesetze.

Von einem immanenten Geschichtsverlauf im mechanischen Sinne kann keine Rede sein. Der Welt liegt ein bestimmter Plan Gottes zu Grunde, dessen Ausführung von ihm überwacht und geleitet wird. Er bedient sich dabei des Mittels der Vorsehung unter voller Wahrung der Gesetze, die er der Welt bei der Schöpfung mitgegeben hat. „Eins von diesen allgemeinen Gesetzen scheint darin zu bestehen, daß nichts plötzlich zur Vollkommenheit gebracht werden kann. Seine (Gottes) Werke nähern sich dem höchsten Grade der Vollkommenheit nur allmählich und stufenweise. Das sehen wir durchgehend bei allen Hervorbringungen in der natürlichen und bei allen Veränderungen in der moralischen Welt." (1) Robertson ist von der Allgemeingültigkeit dieses göttlichen Gesetzes so überzeugt, daß er es ohne Bedenken auf die Geschichte anwendet, es überall wirksam findet und sich überall darauf beruft. Eine wesentliche Stütze erfährt dieses Gesetz durch die damals verbreitete Ansicht, das Entstehen, Wachsen und Vergehen der Völker nach Analogie des menschlichen Lebens zu begreifen. „Nations, as well as men, arrive at maturity by degrees", lesen wir schon auf der ersten Seite der Geschichte Schottlands. „As the individual advances from the ignorance and imbecillity of the infant state, to vigour and maturity of understanding something to this may be observed in the progress of the species", steht in der Geschichte von Amerika, II. Band S. 44.

Das der Geschichte innewohnende Gesetz der stufenweisen Vervollkommnung wird von Robertson als Ausdruck einer Entwicklungsreihe gefasst. Es birgt manche Unklarheiten. Haben wir uns die Entwicklung nach diesem Gesetze etwa unter dem Bilde einer Stufenpyramide mit einem steten Anstieg zur Spitze vorzustellen oder handelt es sich um ein wellenförmiges Gelände, dessen abschüssige und steile Böschungen mit Stufen nach unten und oben ausgestattet sind? Nach der Gesamtauffassung kann nur das erstere gemeint sein. Demgegenüber ließe sich das Gesetz des Kontrastes anführen, das in der Geschichte ebenfalls wirksam sein soll.

In dem Auf- und Abstieg der Völker gibt es einen bestimmten Punkt, an dem die Handlungen der Menschen abprallen

(1) Serm. 6.

und der bisherigen Richtung einen entgegengesetzten Fortgang verleihen. Demnach bewegt sich die Geschichte wellenförmig, weist Höhen- und Tiefpunkte auf, die niemals überschritten werden können, wohl aber einen Wendepunkt des bisherigen Verlaufs im entgegengesetzten Sinne bedeuten. Von dieser Kontrastwirkung leitet das Gesetz seinen Namen her. Die Formulierung lautet bei Robertson so: „There is a ultimate point of depression, as well as of exaltation, from which human affaires naturally return in a contrary progress, and beyond which they never pass either in their advancement or decline." (1) Für die Wirksamkeit des Gesetzes bringt Robertson nur ein einziges Beispiel und dann noch auf einem beschränkten Gebiete, dem der Verfassung. Fehler in der Form oder Handhabung der Verfassung können, wenn sie leichterer Art sind, lange Zeit übersehen und geduldet werden, andernfalls erzeugen sie einen solchen Tiefstand, daß die Existenz der Gesellschaft ernstlich auf dem Spiele steht. Dieser Fall trat nach seiner Ansicht beim Lehnssystem tatsächlich ein. Die Anarchie des Feudalsystems verschlimmerte sich beständig und verschlechterte in demselben Maße die menschliche Gesellschaft. „Der Geist der Herrschaft verdarb den Adel, das Joch der Knechtschaft unterdrückte das Volk; die edelmütigen Empfindungen, die das Gefühl der Gleichheit erzeugt, waren vertilgt, nichts blieb übrig, um einer ungezähmten, wilden Gewalt Zügel anzulegen." (2) Gegen Ende des 11. Jahrhunderts hatte die menschliche Gesellschaft in Europa den gekennzeichneten, nicht mehr zu überbietenden Tiefstand erreicht; der Umschwung, d.h. der Aufstieg m u ß t e jetzt nach dem Gesetze des Kontrastes kommen — und er kam durch die Kreuzzüge.

Es ist auffällig, daß Robertson nur an einem Beispiele uns die Wirkung des Gesetzes zu zeigen weiß und dazu noch in einem Falle des größten Tiefstandes. Den Nachweis für den Umschwung auf einem Höhepunkt bleibt er uns schuldig, obwohl er das Gesetz als allgemeine Regel des Geschehens darzubieten sucht. Wahrlich, organisch fügt sich dieses Gesetz seiner sonstigen Auffassung auch gar nicht ein. Er benutzt hier lediglich eine Ansicht des Philosophen Hume, um ein Verfassungssystem brandmarken zu können, dessen Geist ihm vollständig zuwider war, was ich noch weiter unten erörtern werde. Wunderlich ist es immerhin, wie sich der in dunklen Farben gemalte radikale Abstieg und der absolute Tiefstand der menschlichen Gesellschaft mit dem göttlichen Gesetze der allmählichen und stufenweisen Vervollkommnung

(1) Karl, I. 28.
(2) Karl, I. 27.

vertragen soll! Hier klafft ein nicht zu leugnender Widerspruch, den Robertson nur dadurch abschwächt, daß er während der Geschichtsdarstellung bis zum Ende des 11. Jahrhunderts wohlweislich vom göttlichen Gesetz schweigt, um sich erst beim Aufstieg desto öfterer darauf zu berufen.

Die Anwendung des Kontrastgesetzes zeitigt noch eine weitere Folgerung. In den Kreuzzügen wurzelt die alleinige Ursache der glücklichen Veränderung der Regierungsform und der Sitten, sie sind der Anstoß des Aufstieges, der Beginn der Morgendämmerung. Als letzte Handlung der verseuchten und in der Finsternis schmachtenden Gesellschaft werden sie stets ein „seltsames Denkmal menschlicher Torheit" bleiben, aber in Anbetracht ihrer Wirkung nehmen sie unter allen großen Begebenheiten der Menschheit eine hervorragende Stelle ein. Mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Naturkatastrophe rissen sie die Menschheit aus dem Zustand beinahe pathologischer Umnachtung und führten sie auf die sichere Bahn einer glücklicheren Zukunft.

Ohne Zweifel überschätzt Robertson hier die Wirkungen eines historischen Ereignisses. Dieser Fall steht nicht vereinzelt da; in seiner Bewertung des römischen Rechts schimmert dieselbe Neigung durch. Irnerius eröffnete wenige Jahre nach dem Funde der Pandektenhandschrift eine Schule des bürgerlichen Rechts zu Bologna. „All men of letters" studierten jetzt mit größtem Eifer diese neue Wissenschaft und wurden wiederum nach wenigen Jahren in den meisten Ländern Europas bestellte Lehrer des bürgerlichen Rechts. Der neue Stand der Rechtsgelehrten konkurrierte erfolgreich mit dem Adel, indem er ihn aus den hohen Würde- und Machtstellen verdrängte. (1)

Was auch nur entfernt dazu beigetragen hat, das Lehnsystem zu stürzen, erfährt durch Robertson eine breite Würdigung und beinahe systematische Überschätzung, so daß man ihn mit Recht einen Vertreter der Katastrophentheorie nennen kann.

In der Geschichte wirkt weiterhin das Gesetz der Ursache und Wirkung. Der Gesichtspunkt der Kausalität erscheint dem schottischen Historiker so selbstverständlich, einer entwickelten Vernunft so gemäß, daß er jeden Verstoß beinahe als Aberglauben verwirft oder allenfalls mit der Kindheitsstufe wilder Völker entschuldigt. Diese der Voltaireschen Geschichtsschreibung entnommene Betrachtungsart entbehrt aber des rein mechanischen Charakters. Die Rolle, die er der

(1) Vergl. Karl, I. 89.

Wirksamkeit Gottes zuerkennt, verleiht diesem Gesetz eine stark teleologische Färbung. Zweckmäßige Weltleitung vereinigt sich hier mit der kausalen Erklärung in den Naturwissenschaften. Der vorherrschende Zweckgedanke schiebt ihn über die bloße Aufzählung von Ursachen hinaus auf die Bahn der Entwicklungsreihen, wovon die Kausalität doch nur ein Teil ist. Ernstlich sucht er in die innere Kontinuität des Geschehens einzudringen. Mit Bedacht wählt er nur große Begebenheiten aus, die sich bandartig durch die Jahrhunderte schlängeln, die sich zum Gewebe vereinigen, von ihrem Ursprunge an wirksam, aber im Laufe der Zeit gewandelt, gewendet, geschoben, gezogen und schließlich von der Schöpferhand geleitet und gelenkt. So erhebt er sich zu einer Betrachtung und Darstellung, die perspektivisch wirkt. Dadurch unterscheidet er sich vorteilhaft von Voltaire und Hume, deren Übersichten eigentlich flächenhaft wirken, eben weil sie nur nach Ursachen suchen und nur nach diesen.

Die teleologische Auffassung der Kausalität hindert ihn an der Forschung nach realen und mechanischen Ursachen keineswegs. Da Robertson überall einen Plan vermutet, sucht er sogar die kleinsten und entferntesten Ursachen aufzudecken; denn es kommt ihm auf die Konstruktion eines durchaus rational wirkenden Baues an. Die realen Machtfaktoren erfahren eine ausgiebige und nachhaltige Bewertung. Dieser Wirklichkeitssinn verleiht seiner Geschichtsschreibung jenen frischen Zug, der jede verstaubte Stubengelehrsamkeit weit hinter sich läßt.

Zu dem festen Glauben an die Allgemeingültigkeit des gemodelten Kausalgesetzes gesellt sich die siegesfrohe Gewißheit, in dem aufgeklärten Verstande ein hinreichendes Mittel zu besitzen, die tiefsten Verschleierungen zu enthüllen. So scheint es zu sein; denn ganz unerwartet entschlüpft ihm das fatale Geständnis von der Unerklärbarkeit gewisser Ursachen. Hierzu ein Beispiel: Der amerikanische Stamm der Natschez zeigt eine überraschende Ähnlichkeit in den Religionsgrundsätzen mit den alten Persern. Das Erklärungsprinzip, es handle sich um das Ergebnis gleicher Zustände, findet hier keine Anwendung; denn die Perser besaßen eine weit höhere Kultur. Die Methodik ist erschöpft, wir stehen vor einer der sonderbaren und unerklärlichen Tatsachen der Geschichte. „This surprising co-incidence in sentiment between two nations,in such different states of improvement, is one of the many singular and unaccountable circumstances which occur in the history of human affairs". (1)

(1) Am. II. 99.

Von den angenommenen drei Gesetzen charakterisiert sich die allmähliche und stufenförmige Vervollkommnung des Menschengeschlechts als der Grundgedanke des Schöpfungsplanes, erkennbar durch die entwickelte Vernunft. Das Gesetz des Kontrastes entpuppt sich dem prüfenden Auge als ein bloßes Kampfmittel gegen eine unliebsame Verfassung. Die Kausalität endlich, das Gesetz der Klarheit und der gesetzmäßigen Ordnung, ist das Mittel zur methodischen Durchleuchtung des Stoffes und Entwirrung der Geschehnisse, wenn es auch der forschenden Vernunft manchmal peinlich empfundene Grenzen setzt.

b) Ideen.

Robertson findet in der Geschichte Ideen. Die Idee der angeborenen, natürlichen Freiheit und Gleichheit wird ihm zum Grunddogma der ganzen Geschichtsauffassung. Freiheit und Gleichheit faßt er in der Hauptsache als negative Begriffe: Mangel an Bevormundung, an Vergewaltigung in Sachen der Religion, Vernunft und der bürgerlichen Rechte. Freiheit bedeutet ihm nicht gesetz- und schrankenlose Willkür, sondern freudige Unterordnung unter Gesetze, die das Wohl der Gesellschaft zum Ziele haben. Die jedem Menschen angeborene und bei dem Wilden noch tatsächlich vorhandene Freiheit erfährt durch ein geordnetes Staatswesen keine Beschränkung, wohl aber eine Versittlichung und Veredelung, sofern die Gesetze nur das genannte Ziel erstreben und von einem Oberhaupte in diesem Sinne verwaltet und angewendet werden. Niemals läßt er durchblicken, daß irgend eine Volksvertretung Quelle dieser Gesetze sein müsse; es genügen ihm kluge, menschenfreundliche Persönlichkeiten. Despotismus, Tyrannei und Anarchismus untergraben die bürgerliche Ordnung, d.h. jene wohltätigen Gesetze; an ihre Stelle treten Aberglaube, Finsternis, Dummheit und Knechtschaft. Als Todfeinde der Menschheit verdienen sie daher unsere Verachtung und radikale Ausrottung.

Mit dem Begriff der Freiheit stimmt der der Gleichheit überein, nur daß hier die Betonung auf den bürgerlichen, menschlichen und religiösen Rechten liegt: Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit vor dem Richterstuhl der Menschlichkeit, Gleichheit vor Gott. Die ungleiche Güterverteilung stört die Gleichheit nicht; denn das Privateigentum ist gut, nur das überschnelle, plötzliche und unverdiente Anwachsen desselben kann dem Besitzer verderbliche Folgen bringen. Ebensowenig wie Robertson die Gleichheit im kommunistischen Sinne kennt, weiß er etwas von der starren psychologischen Gleich-

heit der Menschen. Wiederholt weist er auf die besseren Qualitäten, auf die persönlichen Vorzüge Einzelner hin und wertet sie als Kristallisationspunkte des sozialen Lebens, als Beförderer der bürgerlichen Ordnung.

Die Idee der Freiheit und Gleichheit läßt den Menschen niemals los. Der Wilde sträubt sich gegen eine wenn auch nur scheinbare Verminderung, widerwillig fügt er sich dem entstehenden sozialen Körper ein, er kennt noch nicht die veredelte Idee, deren wohltätige Früchte sich aus der bürgerlichen Ordnung ergeben. Der zivilisierte, aber durch Despotismus und Tyrannei geknechtete Mensch strebt sehnsüchtig nach Freiheit und Gleichheit, erlangt sie auch schließlich nach harten Kämpfen und unter Mitwirkung günstiger Umstände. Die metaphysisch gegründete Idee steigert sich so zum Ideal, d.h. der Mensch ergreift sie um ihrer selbst willen und hebt sie dadurch in die sittliche Sphäre.

Eine weitere Idee offenbart sich in der Erhaltung des Gleichgewichts in Europa. Diese Idee nimmt hier die Form eines vom kalten Verstande erklügelten Gedankens an zwecks Erreichung eines bestimmten Zieles Der Gedanke des Gleichgewichts entstand im 15. Jahrhundert in Italien. Hier ersetzten zuerst Staatsränke aller Art den Mangel an realer, militärischer Macht. Die politische Wage wurde von geschickten Händen im Gleichgewicht gehalten, man achtete auf die geringsten Veränderungen. Die glücklichen Erfolge im Lande der politischen Spitzfindigkeiten reizten zur Nachahmung. „Die Regel, ein Gleichgewicht von Macht zu halten, ist auf so natürliche Vernunftschlüsse gegründet, und die Lage in Europa machte sie so notwendig, daß sie in kurzer Zeit Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit aller Staatsmänner wurde."(1) Die europäischen Staaten bildeten den Resonanzboden. Unter diesen Bedingungen konnte sie historisch wirksam werden. Sie verknüpfte die bis 1500 nebeneinander stehenden Reiche zu einem Staatensystem, in dem die geringste Veränderung des einen Teiles von den anderen lebhaft gefühlt wurde. Die Wirkungen des politischen Grundsatzes sind jetzt noch in den Kabinetten der Regierungen spürbar. Robertson hält den ganzen Fragenkomplex des Gleichgewichts für so wichtig, daß er ein „Hauptgegenstand in der Geschichte Europas" sein müßte. Ihn selbst bestimmte die politische Bedeutung dieser Idee dazu, die Geschichte Karls V. zu schreiben. (2)

(1) Scotl. I. 89ff.
(2) Vergl. Karl, I. Vorwort S. VI. 150 ff, Scotl. I. 92 ff.

In diesen Rahmen gehört auch die der ganzen Aufklärung eigentümliche Idee von der Solidarität und dem Fortschritt der Menschheit. Die Idee der Einheit der Menschheit ergibt sich für Robertson nicht aus der biologisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, sondern aus religiösen Gründen. „Alle Menschen, von jedem Stande, sind Kinder eines Gottes und Erben eines himmlischen Reiches. Wo solche Grundsätze herschen, da kann keine menschliche Kreatur als völlig unbedeutend und geringschätzig angesehen werden; selbst die niedrigsten erlangen Würde; äußerer Rang verschwindet, und die Menschen nähern sich der ursprünglichen Gleichheit, worin sie zuerst gesetzt wurden und in der sie noch ihrem unparteiischen Schöpfer erscheinen." (1) Der Begriff des Fortschritts ist in dem Gesetze der allmählichen und stufenförmigen Vervollkommnung enthalten; man hat es gar nicht nötig, an der wachsenden Wissenschaft, an der Verfeinerung auf allen Gebieten weitere Stützen zu suchen.

3. Ergebnisse und Bedeutung des geschichtlichen Verlaufs.

Die formalen Gesichtspunkte tragen wohl zur Sichtung, Ordnung und Bewältigung so ungeheurer Stoffmassen bei, wie sie in den Geschichtsquellen aller Art niedergelegt sind. Aber die eigentliche Aufgabe, das große Problem des Geschichtsdarstellers besteht doch darin, die Linie der Entwicklung, des Fortschritts wirklich zu beschreiben.

Der Begriff des Fortschritts fließt als selbstverständliche Folgerung aus dem Gottesplane. Diese freudige Annahme ist zwar postuliert, aber nicht bewiesen. Wie ist der Fortschritt möglich, wo entspringt er in der realen Welt?

Der Zustand ist das Produkt aus physischen, psychischen und kulturellen Faktoren; davon hängt die zweite Größe Mensch ab. Der Zustand schafft die Bedürfnisse, die der Mensch zu befriedigen sucht; dabei übt er den Verstand, die dritte Größe in der Gleichung. Zustand, Mensch, Verstand stehen im proportionalen Verhältnisse zueinander. Rein logisch betrachtet, wäre bei diesem Gleichmaß der Kräfte eine Verschlechterung oder Verbesserung der menschlichen Kultur einfach unmöglich. Diese absolute Stabilität wird nun durch den Begriff der Veränderung unterhöhlt, labil gemacht. Erst jetzt sind Änderungen in dem gravierenden Dreigestirn aus der Fläche heraus in der Richtung der Senkrechten nach oben und unten möglich. Das Gesetz der Vervollkommnung schal-

(1) Serm. 33—34.

tet die Richtung nach unten aus, es bleibt also nur die im Weltenplane vorgesehene Aufwärtsbewegung bestehen. Der allgemeine Begriff der Veränderung birgt die verändernden Faktoren und die Angriffspunkte in sich. Stillschweigend wird vorausgesetzt, daß der Zustand die schwächsten Seiten aufweist. Eine durch Naturbedingungen — Klimawechsel, neue Art des Nahrungserwerbs, Wandel in der Tier- und Pflanzenwelt — hervorgerufene Störung verändert seine Grundlagen und damit nicht nur die soziale Struktur der Gesellschaft, sondern auch den einzelnen Menschen. Die schärfste Angriffswaffe bildet der zur Vernunft gereifte Verstand. Da Robertson persönliche Vorzüge Einzelner als Tatsache voraussetzt, so darf theoretisch angenommen werden, daß die Vernunft, wenn auch nur bei wenigen, relativ höher steht, als es der Grad des Zustandes sonst zuläßt. Nun besteht ein Lieblingsgedanke Robertsons darin, daß die überschüssige Intelligenz Einzelner dazu verwendet wird, durch einen Willensakt eine bessere Verfassung zu schaffen, die ihrerseits zur Hebung, zum Fortschritt des Zustandes und der Menschen notwendig führen muß. Daher verdienen alle Personen, deren Maßregeln auf eine Besserung der Verfassung abzielten, hohes Lob. Vorbilder auf diesem Gebiete geben die weisen Gesetzgeber der Alten ab, die auf der Grundlage der freiheitlichen Verfassung die Tugenden der Heidenzeit auch ohne Segnungen des Christentums möglich machten. (1)

Wenn durchaus keine verändernden Faktoren in der realen Welt vorhanden sind, so greift der Weltenlenker mittels der Vorsehung ein und gewährleistet dadurch die Höherentwicklung. Es ist seltsam, wie Robertson Schritt für Schritt von seiner Grundkonzeption des sterilen Kräftedreiecks —Zustand, Mensch, Verstand — auf Kosten der Logik zurückweicht, dafür aber der historischen Wirklichkeit näher kommt und das Auge für ihre Vielgestaltigkeit schärft.

In welchem Tempo vollzieht sich der Fortschritt? Der von 1500 rückwärts gewandte Blick zum Barbareneinfall ins Römerreich erfüllt uns mit freudiger Zuversicht. „Der Fortschritt, den das menschliche Geschlecht zur Ordnung und Verfeinerung gemacht hat, erscheint ungeheuer." (2) Durchmißt man aber die Jahrhunderte in gleichem Schritt mit der chronologischen Bewegung, so schleicht sich doch Wehmut ins Herz. „Wie langsam ist doch der Fortschritt der Vernunft und der bürgerlichen Ordnung! Einrichtungen, die uns so gerechtfertigt, so selbstverständlich, so einfach erscheinen, for-

(1) Vergl. Serm. 15.
(2) Karl, I. 112.

derten alle angespannten Kräfte der weltlichen und geistlichen Gewalt und zwar ganze Jahrhunderte hindurch, diese einzuführen und zu befestigen." (1) Doch optimistische Eilfertigkeit und melancholische Resignation gleichen sich zur herrschenden Meinung eines natürlichen, organischen Wachstums aus, das immer langsam und bedächtig vorwärts strebt, umgeben von dem Leichengeruch der versinkenden, absterbenden Zeit. Die nach Analogie des Natur- und Menschenlebens gefaßte Entwicklung schließt hier und da einen relativen Stillstand oder ein verschiedenes Tempo nicht aus; aber in jedem Falle steigt sie durch die Kindheits- und Jünglingsstufe im Mannesalter zur Höhe empor. Von hier aus wird der Blick in die ferne Zukunft gern gemieden; denn hinter dem Mannesalter steht drohend der Kräfteverfall, das Greisenalter. Da die Kulturfähigkeit in allen Menschen gleichmäßig vorhanden ist, kann und muß jedes Volk den eben bezeichneten Stufengang durchmessen, seinen natürlichen Bedingungen gemäß, d. h. die Art des Wachstums wird in jeder Gegend anders sein. Drei Dinge gelten aber für alle Fälle: die Kulturmenschheit durchschreitet zuerst das Zeitalter der Poesie, sie schwingt sich dann zur Stufe des abstrakten Denkvermögens, der Wissenschaft empor und erlangt endlich auf dieser Stufe in politischer Hinsicht die bürgerliche Freiheit als notwendige Frucht. So verachtenswert die Barbarei an sich ist, so verdienen die darin verharrenden Völker unser Mitleid und unsere Unterstützung; denn sie befinden sich erst im embryonalen Zustande oder bestenfalls auf der Kindheitsstufe, die wir auch durchgemacht haben. Einen besonderen Vorzug genießen die Völker, denen die Segnungen der Offenbarung und damit eine Art höherer Erkenntnis zuteil geworden ist. Paart sich diese mit einer auf natürliche Weise hoch entwickelten Vernunft, so ist das Zeitalter der Aufklärung angebrochen, der Begriff der hohen Kultur verwirklicht. Ihre Träger sind duldsam gegen Barbaren und Halbbarbaren und umfassen alle Menschen mit einer Art Bruderliebe. Aufklärung, Toleranz und Humanität — letztere nicht als Bildungsbegriff, sonden als gefühlsbetontes Verhalten den Mitmenschen gegenüber verstanden — vereinigen sich auf der soliden Grundlage der gesetzlich geordneten Monarchie und führen die Menschen am Leitseil der Wissenschaft zur Herrschaft über die Natur; denn es ist ja die Bestimmung des Menschen, über die Natur zu herrschen, mittels der Vernuft den wundervoll gesetzmäßigen Bau des Kosmos zu erkennen, durch die Gnade des Christentums zur reinen Gotteserkenntnis vorzudringen, um schließlich im Himmmel der Kindschaft Göttes sich zu erfreuen.

(1) Karl, I. 379.

Was vom Einzelmenschen gilt, kommt der Gesamtheit zu. Die Geschichte entrollt uns den Heilsplan Gottes; das ist ihr tiefster Sinn.

Bei derartiger Einstellung liegt die Beurteilung dessen, was Fortschritt ist, klar zutage. Die relativen Maßstäbe werden zugunsten absoluter Werturteile zurückgedrängt, die der religiös betonten Weltanschauung und dem eigenen Zeitalter entnommen sind. Die ganze Vergangenheit wird praktisch nach dem Dienste beurteilt, den sie der eigenen Gegenwart in Bezug auf Religion und Kultur geleistet hat; danach richtet sich die Verteilung von Licht und Schatten.

Die durch die Bibel gewährleistete Kindschaft Gottes schließt Freiheit und Gleichheit der Menschen nicht nur vor ihrem Schöpfer, sondern auch auf Erden ein. Alle geschichtlichen Ereignisse und Vorgänge, ja, ganze Zeitalter verdienen strenge Verurteilung, sofern sie diese gefährdet, untergraben oder gar vernichtet haben. Das Lehnssystem machte sich dieser Verfehlungen schuldig, daher ist die Zeit seiner Herrschaft — das ganze Mittelalter — die Zeit der Finsternis, der Schändung der Menschheit. Aus dem gleichen Grunde verfallen geistlicher und weltlicher Despotismus und Tyrannei der Verdammung. Der Weltanschauung entstammt ferner der Maßstab der „reinen Religion", womit Robertson die Form des Christentums bezeichnet, die er selber für richtig hält; hiermit mißt er erbarmungslos alle andern Konfessionen. Das unabwendbare Urteil schwebt drohend über jeder abweichenden Religionsform: Gewogen und zu leicht befunden!

Den Fortschritt der Zivilisation mißt Robertson mit dem seiner eigenen Zeit entlehnten Ideal des gesetzlichen Ordnungsstaates. Lob und Tadel der politischen Einrichtungen aller Völker verteilen sich nach dem Grade der Ähnlichkeit mit dem Staate des 18. Jahrhunderts, in dem er selber gelebt hat. Diesem Jahrhundert entstammt auch der Begriff der großen Kultur, mit dem alle vorhergegangenen Kulturen verglichen werden. Das Ergebnis konnte nicht zweifelhaft sein: wehe der Kultur, die nicht ihren Schwerpunkt in der aufgeklärten Vernunft erblickte, die sich nicht dieses Mittels bediente, die Natur gesetzmäßig zu erfassen, um sie zu beherrschen, die nicht die vornehm-herablassende Duldsamkeit und das zur Schau getragene Mitleid gegen Tieferstehende kannte und sich nicht im sichern Besitz soeben erklommener Höhe fühlte! Das Bewußtsein, der Finsternis durch die eigene Kraft der Vernunft glücklich entronnen zu sein, verlieh dem „gesunden Menschenverstande" jene überragende Stellung, die ihn nicht nur zur richterlichen Instanz in allen Angelegen-

heiten machte, sondern auch zum methodischen Wissenschaftsprinzip erhob.

4.) Schlußbetrachtung.

Der Schwerpunkt des letzten Kapitels soll nicht darin bestehen, die Ergebnisse der vorhergehenden Abschnitte aneinander zu reihen, sondern hier soll versucht werden, Robertson auf dem geistigen Nährboden zu zeigen, die Meinungen über ihn vorzuführen, die Licht- und Schattenseiten herauszustellen.

Es ist hinreichend bekannt, wie Bacon of Verulam und vor allem John Locke als Väter des Empirismus in Frankreich Schule gemacht haben.Die Schotten blieben von diesem induktiven Erkenntniswege so gut wie unberührt. Ihren beachtenswerten, ja epochemachenden Werken liegt die deduktive Methode zu Grunde.

Francis Hutcheson, seit 1729 Profesor in Glasgow, stellte ein ganz weltliches Moralsystem auf. Der Verstand kann ohne jegliche Hilfe die besten Verhaltungsmaßregeln auffinden, die natürlichen Triebe sind an sich gut und mit höchster Tugend verträglich. Infolgedessen haben alle Menschen sittliche Anlagen, die nicht weiter zerlegt werden können. Aus dieser obersten Annahme leitete Hutcheson alle menschlichen Kräfte ab.

Denselben Ausgangspunkt wählte Adam Smith. Er untersuchte die Natur der Menschen nach zwei Richtungen hin: nach ihrem mitfühlenden und ihrem eigennützigen Wesen. Die „Theorie der sittlichen Gefühle" 1759 und „Der Nationalreichtum" 1776 lassen deutlich diese Scheidung erkennen. Auch die Methode des letztgenannten Werkes ist trotz aller Überraschung rein deduktiv; denn Smith studierte die Einzelheiten der Volkswirtschaft nicht in Häfen und Fabriken, sondern ging von einer allgemeinen Idee aus und leitete daraus während zehnjähriger Arbeit in der Einsamkeit seines kleinen Geburtsdorfes Kirkaldy alle Handlungen der Menschen nach der eigennützigen Seite hin ab, woraus dann sein weltberühmtes Werk entstanden ist.

Hume betonte stets den Wert der Ideen; sie müssen vor der Erforschung der Tatsachen entwickelt sein. Bacons induktive Methode war ihm in der Seele verhaßt. Nach Hume philosophieren wir nicht, um Ideen zu erlangen, sondern wir müssen erst klare Ideen haben, bevor wir philosophieren.

Der allgemeinen Herrschaft der deduktiven Methode unterwarf sich auch Robertson. Daraus erklärt sich seine stets gleichbleibende Ansicht über den Geschichtsverlauf, der ruhige, selbstgefällige Gang seiner Erzählung. Auch er ging von Ideen, von obersten Annahmen aus. Seine Anschauungsformen gewinnen eine so feste Gestalt, daß sie den Wert und die Geltung von Kategorien erhalten. Wohl finden wir darin Bausteine von Montesquieu und Voltaire, aber die Prägung des Ganzen stammt doch von Robertson.

Mit diesem Rüstzeug geht er an die Darstellung der Geschichte und trägt so den echten, historischen Pragmatismus in sie hinein, der sich sehr wohl von dem lehrhaften, pädagogischen unterscheidet. Bedeutet jener das Gerüst eines Hauses, so dieser sein äußerer Schmuck, sorgt jener für innere Einheit, so dieser für weise Lehren, Nutzanwendungen und Zergliederung der Beweggründe handelnder Personen, ist jener eine Angelegenheit der inneren Form, so dieser eine Sache des Stils, wandelt jener auf den Bahnen streng formaler Wissenschaft, um die Wahrheit zu ermitteln, so will dieser praktischen Forderungen dienen, er will nicht nur Weisheit lehren, sondern auch belehren, den Menschen bessern; die Erfahrungen der Vergangenheit sollen genutzt werden für die Aufgaben des täglichen Lebens, das Schicksal der Großen soll den Kleinen helfen, ihr Lebensschifflein behaglich in einen ruhigen Hafen zu bringen.

Dieser in unseren Lehrbüchern so verschwommene Begriff des Pragmatismus findet schon bei Robertson die oben genannte Trennung. „History, which ought to record truth and to teach wisdom, often sets out with retailing fictions and absurdities". (1) In den Werken schimmern beide Arten des Pragmatismus durch; beide gehören aber zur wesentlichen Aufgabe der Geschichte. Den Begriff der historischen Wahrheit erweitert Robertson stark nach der Seite der Weltanschauung hin: die Geschichtsschreibung wird vielfach zur Richterin über vergangene Zeiten. Gegen diesen der Aufklärung gemeinsamen Zug wandte sich Ranke ebenso scharf wie gegen die didaktische Absicht des Geschichtsschreiber in seinen vielzitierten Worten: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will blos zeigen, wie es eigentlich gewesen." (2)

(1) Scotl. I. 2.

(2) L. v. Ranke: Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 — 1514. II. Aufl. Leipzig, 1874. 1. Vorwort Seite VII.

Dem ruhigen Gange der Erzählung Robertsons fehlt jede polemische Absicht. Während Montesquieu sich darauf beschränkt, warm für die vorbildliche englische Verfassung zu werben und ihre Übertragung auf andere Länder für möglich hielt, kämpfte Voltaire offen und heftig gegen die Mißstände seiner Zeit. In den Werken der beiden Franzosen durchläuft die Polemik alle Grade, von der stillen Sehnsucht nach einer freiheitlichen Verfassung angefangen bis zu ehrlichen Zornesausbrüchen. Dieser Unruhe stellt Robertson die Selbstsicherheit eines Mannes entgegen, der bereits das besitzt, wofür jene kämpfen.

Eine weitere Eigentümlichkeit Robertsons besteht in der Anwendung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse und der Methodenlehre auf die Geschichte. Mit den übrigen aufgeklärten Köpfen nimmt auch er den Gedanken eines vernünftigen Zusammenhanges und einer unabänderlichen Ordnung in der Welt aus der mechanischen Weltbetrachtung auf, zieht aber in keinem Falle die erwarteten Folgerungen. Hier öffnet sich eine weite Kluft zwischen Robertson und den übrigen Historikern des 18. Jahrhunderts. Während z.B. Voltaire, von dem gemeinsamen Gedanken der notwendigen, unzerstörbaren Verknüpfung des Geschehens ausgehend, jede übernatürliche Einwirkung leugnet und jede Auslegung der Geschichte im Sinne eines göttlichen Heilsplanes ausschließt, verbannt zwar auch Robertson jede göttliche Willkür, jede gesetzwidrige Unordnung, aber macht dennoch das ganze Geschehen von Gott abhängig: die Welt läuft nach göttlichen Gesetzen, Gott regelt mittels der Vorsehung den Ablauf von Ursache und Wirkung, die Geschichte zeigt die Entfaltung des Heilsplanes Gottes. Was für Voltaire unvereinbar erscheint, mischt Robertson zu der rationalistischen Teleologie eines zielbewußten Gottes.

Trotz der weltanschaulichen Scheidewand finden sich doch zwischen Robertson und den übrigen Historikern des 18. Jahrhunderts Berührungspunkte, besonders mit Montesquieu und Voltaire. Sie beziehen sich auf die Methoden der Quellenkritik, auf die Stoffauswahl und auf die formalen Gesichtspunkte. Hier ist man berechtigt, von einer Abhängigkeit zu sprechen.

Es ist klar, daß in einem Lande der vorzugsweise deduktiven Denkart und der moralisch und religiös eingestellten Weltanschauung keine umwälzende Quellenkritik entstehen konnte. Diese Arbeit leistete Frankreich durch Voltaire. Hier galten die Naturwissenschaften als Wissenschaft schlechthin; die Geschichte hatte sich ihr eigentümliches Recht neben die-

ser Königin erst zu erkämpfen, d.h. dem von den Naturwissenschaften erreichten Ideale mußte möglichst nahe gekommen werden, was nur auf dem Wege der Angleichung geschehen konnte. Die geltenden Naturgesetze wandte man behutsam auf das historische Geschehen an. Daraus entsprangen die Untersuchungen Montesquieus über die geographischen Bedingungen des Daseins, die im einzelnen die Beziehungen der materiellen Lebensbedingungen zu den bis dahin übersehenen Provinzen wie Sitte, Religion, Kunst, Charakter und Verfassung aufdeckten. Hand in Hand damit ging die Untersuchung der wissenschaftlichen Grundlagen der Geschichte, und hierin leistete Voltaire wahre Pionierarbeit. Der ursächliche und natürliche Zusammenhang schloß das Wunderbare aus und zeitigte bei den überlieferten Zeugnissen einen klaren Einblick in den Unterschied zwischen dem wirklichen Vorgang und der Fassung. Als geschichtlich wahr konnten nur die berichteten Tatsachen gelten, die der täglichen Erfahrung und den in Natur und Menschenleben waltenden Gesetzen entsprachen. Freilich, die zwingende Gewißheit eines mathematischen Beweises wurde nicht erreicht, wohl aber ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit. Diesen Begriff eignet sich Robertson an und prüft, ob alle überlieferten Tatsachen ihm entsprechen. Die Zeugnisse müssen noch dazu in der gleichzeitigen, schriftlichen Aufzeichnung bestehen; denn es ist geradezu wahnwitzig zu glauben, solche Niederschriften können durch mündliche Überlieferungen ersetzt werden; diese unterliegen vielmehr einem dauernden Prozeß der Entstellung. Die Aufgabe des Historikers besteht nun darin, derartige Überlieferungen wirklich als sagen- und fabelhaftes Gebilde zu erkennen und — nicht zu beachten, wie es Robertson mit der schottischen Vorgeschichte auch tut. Streng richtet er sich nach der Weisung, nur gleichzeitige Aufzeichnungen zu verwerten; für ihn sind die römischen Schriftsteller die ersten Quellen über Schottland. Wie Ranke nach ihm, sieht auch er in den glaubwürdigen schriftlichen Aufzeichnungen die Portale der Geschichte. Nach dem Vorbilde Voltaires spürt er weiterhin Lücken und Widersprüche in den Zeugnissen auf und sucht durch Vergleichungen den wahren Wert der Urkunden zu ermitteln.

Doch auch in der Quellenkritik beschreitet er eigene Wege. Zunächst schließt er die Bibel von jeder Kritik aus, ferner erscheint ihm der Protestantismus als die allein richtige Form des Christentums und schließlich fühlt er sich mehr als Geschichtsdarsteller denn als Forscher. Der vorurteilslose Voltaire überragt auf dem Gebiete der Quellenbehandlung den schottischen Historiker.

Von Voltaire übernimmt Robertson weiterhin den größeren Gesichtskreis der Geschichte. Wie Voltaire, sieht er nicht in Regenten, Kriegen und Politik den einzigen Gegenstand der Darstellung, sondern wendet auch der kulturellen Seite eines Volkes seine Aufmerksamkeit zu. Dabei meidet er Voltaires blassen und verschwommenen Begriff des „Zeitgeistes" und ersetzt ihn durch das Wort „Zustand"; so verschwindet ein Teil der Unbeholfenheit, mit der die Aufklärer dem Medusengesicht der Menschheit gegenüberstanden. Das machtpolitische Leben des Staates tritt mehr als bei Voltaire in den Vordergrund; die kulturelle und politische Seite des Staates erfahren eine straffere Verkettung und ursächliche Durchdringung. In diesem Sinne hebt Fueter lobend hervor: „Wo Voltaire noch Launen, Moden, Willkürlichkeiten gesehen hatte, wies er (Robertson) einen Zusammenhang und kontinuierliches, bewußtes Handeln nach. Die spätere Forschung ist nicht immer zu ihrem Vorteil von seinen Anregungen abgegangen." (1)

Die Abweichungen im einzelnen lassen trotzdem den gemeinsamen Boden des Franzosen und Schotten klar erkennen: beide schreiben eine Kulturgeschichte, indem sie große Menschen, den allgemeinen Kulturzustand, den Fortschritt der Zivilisation und die Machtkämpfe der Nationen verknüpfen. Zweifellos ist Voltaire der schöpferische Kopf, der große Anreger, der gefürchtete und bewunderte Bahnbrecher; aber Robertson ist auch nicht nur Schüler im Sinne einer buchstäblichen Nachahmung, einer geistlosen Übertragung. Er nimmt das ihm zusagende Moderne auf, vermischt es mit den soliden, christlich - reformierten Anschauungen und schreibt Werke, deren buchhändlerischer Erfolg doch wesentlich dazu beigetragen hat, die Methode der Aufklärungshistoriker in ganz Europa bekannt und beinahe volkstümlich zu machen.

Von Montesquieu entlehnt Robertson einige Gesichtspunkte formaler Art. Wie der Franzose, so sieht auch er in allen Menschen die gleiche Naturanlage, die aber durch äußere Einflüsse verändert und verschieden geformt wird. Mit Montesquieu geht er von dem Menschen der Natur aus, um den Menschen als Glied eines sozialen Verbandes, eines Volkes und Staates zu verstehen. In Übereinstimmung mit den Lehren des „Esprit des lois" mißt er dem Klima die erste verändernde Wirkung bei, deutet vorsichtig auf einen Zusammenhang zwischen Klima und allgemeiner Gemütsstimmung eines

(1) Eduard Fueter: Geschichte der neueren Historiographie. München und Berlin, 1911. S. 368.

Volkes hin, unterstreicht den entscheidenden Einfluß der Witterungserscheinungen auf die Lebensart und die Produktionsverhältnisse und kommt zu dem Schluß, daß der Mensch im primitiven Zustande der Herrschaft des Klimas völlig unterworfen ist, von der er sich aber mit wachsender Kultur allmählich befreit und sich sogar zur Herrschaft über die Natur erhebt; damit wird die historische Geographie nach und nach in eine Menschheitsgeschichte verwandelt.

Die Bedingungen des Wohnplatzes beeinflussen nach Montesquieus und Robertsons Ansicht die Form der Siedlung, die Wirtschaftsstruktur, die Bevölkerungszahl und die Regierungsform. Beide Historiker sehen im Handel einen kulturfördernden Wirtschaftszweig von überragender Bedeutung; denn er schafft Reichtum und damit Luxus und Kunst. Robertson fügt noch hinzu: politische Freiheit.

Soweit folgt Robertson seinem Lehrmeister in der Bewertung der physischen Faktoren; und doch ist ein innerer Widerstand, ein Schwanken spürbar. Den Anhänger einer positiven Religion beunruhigt die rein mechanische Auffassung des ganzen Triebwerkes des Deisten Montesquieu. Daher will Robertson den physischen Faktoren nicht die Bedeutung beimessen, die ihnen der Franzose verliehen hat. Der Schotte pendelt gleichsam zwischen den physischen und moralischen Faktoren unentschieden hin und her, um schließlich den moralischen Faktoren das Übergewicht zuzusprechen. Ganz selbständig bildet Robertson die Ansicht über die Verfassung fort. Der politische Instinkt Montesquieus trifft bei dem Schotten auf verwandte Neigungen und veranlaßt ihn, die politische Seite des Staates, die Verfassung, weit aus der Umwelt der anderen kulturellen Bedingungen herauszuheben: von der Verfassung hängt der gesamte Kulturzustand ab, die Verfassung verleiht ganzen Zeitaltern charakteristische Züge, die Verfassung erklärt aber auch die Besonderheiten der einzelnen Völker, den Nationalcharakter. Die stärkste Abweichung findet sich in der Auffassung des Lehnswesens: Montesquieu verteidigt es, Robertson verdammt es.

Ein Bindeglied zwischen beiden Historikern ist die Idee der Freiheit und Gleichheit. Bei Montesquieu erscheinen Freiheit und Gleichheit als angeborene Eigenschaften neben der Vernunftsanlage, ein andermal als ursprüngliche Menschenrechte. Beide Auffassungen verschmelzen aber zum Begriff der politischen Freiheit, deren Wesen darin besteht, alles tun zu können, was die Gesetze erlauben. Diese Freiheit zu schützen, macht den Zweck des Staates aus. Politische Freiheit hat politische Größe im Gefolge.

Ebenso wie Robertson die mechanische Weltbetrachtung mit Zweckgedanken Gottes durchsetzt, so verankert er die naturrechtlichen Begriffe der Freiheit und Gleichheit im Jenseits; Gott ist ihre Quelle, er hat den Menschen diese Rechte mitgegeben und — falls diese verloren gegangen sind — die Sehnsucht danach tief in ihr Herz gesenkt. Was Montesquieu kalt und logisch wie ein Rechenexempel zergliedert, was Voltaire in heftiger Polemik für die Untertanen eines absoluten Staates fordert, erscheint bei Robertson als ein Stück göttlichen Rechts, den Menschen zur Erhöhung der Würde mitgegeben und von ihnen zum Ideal erhoben.

Die Gedanken der beiden Franzosen haben bei unserm Historiker eine beträchtliche Umwandlung und Fortbildung erfahren.

Es erregt Befremden, daß Moritz Ritter in dem Werke: „Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an den führenden Werken betrachtet", Robertson gar nicht erwähnt. Gewiß, ein revolutionärer Bahnbrecher ist er nicht gewesen und, von der Gegenwart aus gesehen, mag er an die größten Historiker nicht heranreichen; aber im Rahmen seiner materialistisch-atheistischen Zeit leistete er doch schöpferische Arbeit, die in der lutherisch aufgeklärten Kulturgeschichtsschreibung Früchte trug. Das kann auch Menzer nur im Auge haben, wenn er von der gewissen „Originalität" Robertsons bei der Durchführung des kulturgeschichtlichen Gedankens spricht, ohne allerdings zu sagen, was er darunter verstanden wissen will. (1) Daß die konfessionell gefärbte Auffassung Robertsons auch in Deutschland Anhang gefunden hat, bezeugt ausdrücklich Ludwig Wachler, indem er die „durch Geist und Ton dem vaterländischen, sowie dem protestantischen Gemüte zusagende" Geschichte Schottlands hervorhebt. (2) In dieser Verbindung sei nochmals auf die warme Verehrung seines deutschen Übersetzers, des Konsistorialrats Mittelstedt hingewiesen. Auch in England hat man diese Seite erkannt, was eine Stelle der äußerst kritisch und groß angelegten „Cambridge History of English Literature" beweist: „His History of Scotland is remarkably fair, though here and elswhere, he shows a strong protestant bias". (3)

Damit soll nicht gesagt sein, daß Robertson sich in den Bahnen der bisherigen vorurteilsvollen protestantischen Ge-

(1) Menzer: Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte. Berlin, 1911. S. 231.
(2) Wachler, a. a. O. II. Bd. S. 642.
(3) The Cambridge History of English Literature, ed. by Ward and Waller. Cambridge, 1913. Bd. X. S. 288.

schichtsauffasung bewegt hat; er brach vielmehr als erster Protestant mit diesen Überlieferungen und schuf eine für seine Zeit durchaus moderne Art der Geschichtsschreibung, die den wissenschaftlichen Ansprüchen und den weltanschaulichen Forderungen seiner Glaubensgenossen vollkommen entsprach. Darin besteht eben sein Verdienst, wenn es auch bei Fueter in zu günstigem Lichte erscheint; denn seine Werke enthalten doch eine unduldsame Spitze gegen andere Religionen. (1)

Die beispiellose Verbreitung der Robertsonschen Werke spricht recht deutlich für die weitgehende Wirkung, die schöngeistiger, wissenschaftlicher und literarischer Art gewesen ist.

Die innere und äußere Formgebung, die klare Darlegung und Begründung der vorgetragenen Tatsachen, die Zerfaserung der Beweggründe, die sorgfältige Ausmalung spannender Einzelheiten sowie die vernünftelnden Weisheiten und moralischen Bemerkungen sicherten ihm ein großes Lesepublikum. Selbst Wissenschaftler ließen sich für seine im Gewande des literarischen Kunstwerkes auftretende Geschichte gewinnen. Mittelstedt hebt hervor, „wie sorgfältig Robertson die Taten und Handlungen aus ihren ersten Beweggründen herleitet, wie ungezwungen er die abwechselnden Begebenheiten in seinem Vortrage verbindet und den Leser ohne Ermüdung in begieriger Aufmerksamkeit erhält; mit welcher Einsicht in die geheimnisvollen Intriguen der Höfe entwickelt; wie glücklich er die verborgenen Triebfedern entdeckt, die die großen Staatsveränderungen der Welt hervorbringen, wie natürlich und gleichsam als ohne Bedacht und von ungefähr er die weisesten Maximen und Tugendlehren ausstreut, mit welcher Stärke und wie ähnlich er die so merkwürdigen und häufigen Charaktere dieses Zeitraumes schildert, wie edel sich das redliche, das rechtschaffene Herz in dem Abscheu gegen die Laster, in der Ehrerbietigkeit für die Wahrheit, in der Rechtfertigung der Wege Gottes unter den Menschen zeigt, ... alles dieses wird ein von Vorurteilen freier Leser am besten entscheiden. (2)

Fürwahr, Robertson kannte sein Publikum, seine aufgeklärten Leser! Diese schöngeistige Wirkung stellt Schlosser in den Mittelpunkt seiner Kritik des schottischen Historikers. „Er war, wie jede kluge Mittelmäßigkeit, von der großen Lesewelt vergöttert, er wollte und konnte keine Bahn brechen oder

(1) Fueter, a. a. O. S. 369.
(2) Mittelstedt, Herrn W. Robertsons Geschichte von Schottland. Braunschweig, 1762. Vorwort.

irgend jemand durch eine ungewöhnliche Ansicht menschlicher Dinge unangenehm aufregen, d. h. beleidigen. Er schrieb nicht für die kleine Zahl der Denkenden und Prüfenden, sondern wollte praktischen Menschen im äußeren Leben nützlich sein, er erreichte diesen Zweck vollständig." (1) Mably berichtet, wie der Ruf Robertsonscher Werke schon vor der Übersetzung nach Frankreich gedrungen war. „Avant qu'on nous eût traduit cette introduction à la vie de Charles-Quint, je l' entendois louer comme un chef-d'oeuvre J'en attendois la traduction avec la plus vive impatience." (2) Sogar in Rußland wurden die Werke gelesen. Anläßlich der Aufnahme Robertsons in die Petersburger Akademie schrieb der englische Leibarzt Katharinas II., Rogerson, seinem schottischen Freunde, daß die Kaiserin seine Bücher bevorzuge. „ All your historical productions have been ever favourite parts of her reading ... She assigned you the place of first model in the species of composition. As to the History of Charles V., she was pleased to add, C'est le compagnon constant de tous mes voyages, je ne me lasse jamais à le lire, et particulièrement le premier volume." (3) Die Kaiserin bekräftigte ihre Wertschätzung, indem sie Robertson eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Schnupftabaksdose überreichen ließ. An deutschen Höfen scheint Robertson ebenfalls bekannt gewesen zu sein. Mittelstedt lebte am braunschweigischen Hofe; er widmete seine Übersetzung der Erbprinzessin. Die Worte: „Ich lege, auf gnädigste Erlaubnis,Ew. Königlichen Hoheit eine Übersetzung zu Füßen, die ohne Höchst-Deroselben Vermittelung schwerlich ans Licht getreten wäre", lassen vermuten, daß die hohe Dame ihn zu der Übersetzung angeregt und bei der Arbeit irgendwie unterstützt hat. Die in der Universitätsbibliothek zu Münster vorhandenen Werke Robertsons samt den Übersetzungen stammen teils aus der alten Bibliothek des Paulinums, teils aus der „Gräflich von Fürstenberg'schen Bibliothek zu Stammheim." Erscheinungs- und Anschaffungsjahre liegen eng beieinander. Jedenfalls dürfen wir die

---

(1) Schlosser: Geschichte des 18. Jahrhundert und des neunzehnten. Heidelberg, 1842, 3. Bd. S. 592 ff.

(2) Mably, a. a. O. 132—33.

(3) Stewart,a. a. O. 231.

angeführten Tatsachen als Beweise für die große Beliebtheit des schottischen Historikers in Deutschland werten. (1)

Selbstverständlich wurde Robertsons Wirkung im Laufe der Zeit geschwächt oder durch neuere Werke teilweise aufgehoben; wissenschaftliche Werke haben eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer, sie werden schnell überholt. Deshalb überrascht es, wenn Maitland noch 1890 gegen den Schotten als eine lebende Literaturmacht kämpft; denn „few books have been more popular, or more generally read by thousands who never thought of asking for authorities than Robertson's „ „History of Charles the Fifth" ". (2) Allerdings wird damit auch gleichzeitig gesagt, daß das Werk bereits ein Paradestück des Leseproletariats geworden ist. Welch eine Veränderung seit der Zeit, als Gibbon noch schrieb: „Die vollendete Ausführung, die kraftvolle Sprache, die wohlgerundeten Perioden des Robertson entflammten mich mit der ehrgeizigen Hoffnung, daß ich einst wohl noch in seine Fußstapfen treten könnte." (3)

In wissenschaftlicher Hinsicht befriedigten Robertsons Werke die damaligen Ansprüche durchaus. Sie berücksichtigten die durch Montesquieu gelegten Fundamente der neueren Geschichtsbetrachtung und verwirklichten in gemäßigter Form einen Teil der vielfach radikal formulierten Lehren Voltaires. Wie gerade dieser Franzose in Deutschland heiß umstritten war, zeigt eine Auslassung Abbts in den durch Lessing wohlbekannten Literaturbriefen. „Bessere Aussich-

---

(1) Anmerk. Schaumkell (Geschichte der deutschen Kulturgeschichtschreibung, Leipzig, 1905.) gibt Seite 18 einen Hinweis auf die weite Verbreitung und den Wert der Einleitung zur Geschichte Karls V. Zum Beweise führt er Mablys obige Worte aus einer deutschen Übersetzung an. Durch Wiedergabe nur dieser Stelle wird der Eindruck hervorgerufen, daß Mably ein begeisterter Freund Robertsons gewesen sei. Wie aber im Kapitel über die Art der Quellenbehandlung nachgewiesen, entpuppt er sich als erbitterter Feind nicht nur Robertsons, sondern der ganzen modernen Geschichtsschreibung.

Auf derselben Seite bezeichnet Schaumkell den Professor Remer als den deutschen Übersetzer der Geschichte Karls V. Dieses war jedoch Mittelstedt; Remer lieferte 1792 nur eine umgearbeitete Neuausgabe, was er im Vorwort wiederholt anführt.

(2) Maitland, a. a. O. 32.

(3) Gibbons Leben. Aus dem Englischen übersetzt.Braunschweig 1796. I. Teil, 122.

ten in der Geschichte zu verschaffen, mehrere Beobachtungen als gewöhnlich in derselben anzustellen, herzhafter zu urteilen, kurz, nicht mehr blos wie Pedanten sie zu lernen, sondern wie vernünftige Menschen, hat uns Voltaire gelehrt. Lassen Sie alle Professoren auf allen Universitäten gegen ihn schreien und ihn in jeder Stunde dreier Fehler überführen. Ich betrachte ihn immer mit Ehrfurcht als meinen Lehrer, nicht in der Geschichte, sondern in der Kunst dabei zu denken. Er hat mir die Logik zur Geschichte beigebracht. Die Begebenheiten, die Charaktere, die Umstände will ich nicht von ihm nehmen. Aber keiner ist mir bisher in die Hand gefallen, der mich zu so vielen Gedanken der Geschichte geleitet hätte. Man merkt es auch unter uns, daß seine Methode, obgleich noch nicht stark, in unsere Lehrbücher gedrungen ist." (1)

Die ruhige Gemessenheit Robertsons vermied dagegen möglichst jede Reibungsfläche, jedes schroffe Kampfmittel gegen die Gebrechen der Zeit. Wer gerade nicht Geschichtsforscher war, überflog die Lücken und Unvollkommenheiten der Robertsonschen Quellenbenutzung und entschädigte sich reichlich an dem inneren Gehalte der Werke, d.h. an der darin verarbeiteten Philosophie, die damals allerdings noch nicht so fest umrissen war wie die heutige Geschichtsphilosophie. Das historisch stark interessierte Zeitalter griff vielfach zu den Werken der Engländer. So sehen wir auch Kant mit Geschichte sich befassen und bei den Ausländern in die Schule gehen. In diesem Zusammenhange sagt Menzer: „....von den neueren (Geschichtsschreibern) standen ihm besonders Voltaire, Hume und Robertson nahe." (2) Der eben erwähnte Thomas Abbt, ein Freund Lessings und Mösers, beabsichtigte, eine Geschichte Braunschweigs zu schreiben, wozu ihm als Muster Voltaire, Hume und Robertson vorschwebten, die in Deutschland viel gelesen wurden. (3) Auch Wachler betont, daß Robertson für Deutschland ein Muster abgegeben hat. (4) Selbst der Helmstedter Fachprofessor erblickt in der Einleitung zur Geschichte Karls V. ein Buch, welches im großen eine philosophische Übersicht des Mittelalters bietet und hegt den sehnlichen Wunsch, nach diesem Vorbilde ein Sei-

(1) Briefe, die neuste Literatur betreffend. Berlin, 1764 bei Fr. Nicolai. 296. Brief vom 13. X. 1764, 20. Teil. S. 14 ff B. (C) -Zeichen für Thomas Abbt.
(2) Menzer, a. a. O. 263.
(3) Vergl. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie Seite 786. München und Leipzig 1885.
(4) Wachler, a. a. O. 642.

tenstück zu liefern für die Jahrhunderte nach der Reformation, „das einigermaßen verdient, zu dem Robertsonschen hinzugefügt zu werden." (1) Aus diesem berufenen Munde hören wir, wie es eigentlich mit Robertsons Ansehen und Einfluß in deutschen Fachkreisen beschaffen war. Nichts kann hier besser am Platze sein, als die eigenen Worte. Die Einleitung zur Geschichte Karls V. „war eine der ersten Schriften, in welchen die allgemeine Geschichte genützt wird, uns über die Handlungen der Menschen im Großen, ihre Zwecke, die Mittel, deren sie sich dazu bedienten, die Folgen, die daraus entstanden, und die Bildung, die sie dadurch erhielten, einen philosophischen Überblick zu gewähren. Die allgemeine Geschichte wurde damals noch wenig in dieser Absicht studiert. Robertson und einige andere Männer, besonders Möser, wurden unsere Lehrer. Einem fleißigen Deutschen standen mehrere Quellen zu Diensten als dem Engländer ... So war es kein Wunder, daß sein erster Lehrer oft geirrt habe ... Großes Verdienst war es nicht, daß er weiter sah als der Riese, auf dessen Schultern er stand." (2)

Die deutschen Professoren vermittelten ihre Kenntnisse vorzugsweise der akademischen Jugend, sie fühlten sich mehr als Pädagogen und scheuten den Weg in die breite Öffentlichkeit. Erst Ignatz Schmidt wandte sich wie Robertson an das große Publikum und suchte die Anregungen der Aufklärungshistoriker für die vaterländische Geschichte fruchtbar zu machen. In seinen historischen Anschauungen ist er ganz von Voltaire und dessen Schülern, besoders Robertson, abhängig. (3) Dasselbe gilt von Archenholz.

Der Einfluß des heute wenig genannten Robertsons wird deutlicher, sobald wir die Wertschätzung durch die Historiographen erfahren. Dilthey und Hettner nennen ihn mit großer Achtung und in stets gleichwertiger Verbindung mit Hume und Gibbon. (4) Schaumkell sieht ein besonderes Verdienst darin, „daß er zwar noch oft unsicher, doch den Versuch macht, in die innere Kontinuität des Geschehens einzudringen und lange Kausalreihen zu bilden." (5) Menzer behauptet von Robertson: „Er ist mehr Historiker als Voltaire;

(1) Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. Von Julius Remer. Braunschweig, 1792. I. Bd. Vorwort.

(2) Remer, a. a. O. Braunschweig, 1796. II. Bd. Vorwort.

(3) Vergl. Fueter, a. a. O. 376.

(4) Dilthey, Das 18. Jahrh. u. die geschichtl. Welt. Ges. Schriften, III. Bd. 245. Hettner, Gesch. der engl. Literat. Braunschweig, 1881. 4. Aufl. S. 434.

(5) Schaumkell, a. a. O. S. 19.

er hat einen sicheren Blick für die realen Faktoren des Geschehens und sieht im gesellschaftlichen und staatlichen Leben die letzten Bedingungen für die allgemeine Kultur einer Zeit." (1)

Besonderer Beachtung erfreut sich die Einleitung zur Geschichte Karls V. Breysig rühmt sie als das reifste und durchgebildetste Produkt nicht nur der englischen Schule, sondern der sich entwickelnden Kulturgeschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts überhaupt. (2) Dieser Meinung schließt sich Fueter an, dazu noch mit dem Hinweis, daß dieses Werk des Schotten ähnliche Versuche Voltaires übertrifft, weil in ihm die mittelalterliche Geschichte einheitlich durchdacht und die Entwicklung planmäßig dargestellt ist. Als erster Historiker deckt Robertson die gemeinsamen Züge der Verfassung aller europäischen Staaten auf, ohne dabei die Besonderheiten zu vergessen. (3)

Selbst Schlosser, der Robertson mit Kants Elle des kategorischen Imperativs mißt und bei ihm zuviel Rhetorik und zu wenig lebendige Wissenschaft findet, muß zugeben: „Die Geschichte Karls V. wird immer ein fleißig gearbeitetes, nützlich belehrendes historisches Lesebuch bleiben." (4) Der äußerst kritische Stephen bemängelt die gemeinsamen Fehler Humes, Robertsons und Gibbons, gesteht aber die Vollkommenheit der Werke für ihre Zeit ein und spendet ihnen zum Schlusse wegen der Meisterschaft in der Beherrschung der Stoffmassen ein unfreiwilliges, aber eben deshalb hoch anzuschlagendes Lob. „We are beginning to wish for a new Hume or Robertson to give the essence of the hetrogeneous masses of fact which cumber the earth." (5) Durch die Einleitung wurde Carlyle nach eigener Aussage für die Geschichte begeistert. Gosse erblickt darin nicht das letzte der Verdienste Robertsons. (6) Das neueste englische Schrifttum zollte ihm noch immer Anerkennung. So kommt die große Cambridger History of Literature zu dem Ergebnis: „... he had the historic sens in a measure given to none of his contemporaries before Gibbon: he had some idea of the interpendence of events and of the unity of history as one long drama of human

(1) Menzer, a. a. O. 231.

(2) Zukunft, V. Jahrg. Nr. 34. S. 347.

(3) Vergl. Fueter, a. a. O. 368 und 476.

(4) Schlosser, a. a. O. III. Bd. S. 592.

(5) Leslie Stephen, a. a. O. I. Bd. S. 446.

(6) EdmundGosse: A History of English Century Literature. (1660-1780) London, 1899. S. 305.

progress to which even checks in this direction or that contribute fresh forces." (1) Die umfangreiche, erst kürzlich erschienene History of English Literature bespricht die beiden Schotten Hume und Robertson und fällt über den letzteren das Urteil: „W. Robertson with less intellectual force but no less literary ability, discloses in his History of Scotland and his History of the Reign of Charles V. careful research and philosophical breadth. Perhaps the point of superiority in these writers over earlier ones is the growth of the judicial and critical spirit and the broader philosophic outlook." (2)

Der durch Robertson vollzogene Fortschritt wird noch klarer im Hinblick auf den Stand der Geschichtsschreibung in Schottland vor seiner Zeit.

Buckle (3) erzählt recht ergötzlich, wie einige Historiker das Lehnswesen ganz ernsthaft auf Moses zurückführten, in dessen Gesetzen sie den Ursprung der Allodialgüter zu entdecken glaubten. Robertson schrieb die einzige umfassende Darstellung des Lehnswesens, die erst durch Hallams „Mittelalter" 1818 ein Seitenstück erhielt. Der Franzose Volney nennt Robertson mit Anerkennung und führt die „Untersuchung über Indien" als Beispiel einer besonderen Art der Geschichtsschreibung an. (4) Zu den treuen Anhängern gehört Prescott, der die durch Robertson behandelten Zeitabschnitte abzurunden suchte. (History of the Reign of Ferdinand and Isabella the Catholic, History of the Reign of Philipp II. king of Spain.) 1857 gab er die Geschichte der Regierung Karls V. neu heraus.

Zu den Gegnern Robertsons gehören die schon erwähnten

---

(1) The Cambridge Hist. of Engl. Lit. Vol. X. p. 228. (Cambridge, 1913.)

(2) Arthur Compton-Rickett: A History of English Literature London, 1929. p. 268.

(3) Buckle, a. a. O. I. Bd. S. 275.

(4) C. F. Volney: Oeuvres. 2. Edition, Paris 1825. Tome VII. p. 99.

Mably, Southey und Maitland. (1) Letzterer kritisiert nur die Einleitung zur Geschichte Karls V. und kommt zu einem völlig verneinenden Urteil.Southey und Mably lassen wenigstens die Geschichte Schottlands gelten. „The reputation of this author must rest upon his History of Scotland, if that can support it. His other works are grievously deficient." (2) „C'est certainement un homme d'un très grand mérite, et la manière dont il a approfondi l'histoire de son pays, est digne des plus grands éloges." (3) Dem Franzosen dürfen wir allerdings keinen großen Glauben schenken; denn er kritisiert z.B. die Geschichte von Amerika ausführlich und gesteht selbst, das Werk nicht gelesen zu haben. Zur Beurteilung genügte ihm scheinbar die ungefähre Kenntnis vom Hörensagen. (4) Das gleiche Mißtrauen verdient der vornehme und doppelzüngige Horace Walpole, der Sohn des bekannten Ministers Georgs II. Er schreibt an Robertson Briefe voll des Lobes, urteilt über ihn aber gleichzeitig in Briefen an andere geringschätzig; nur die Geschichte von Schottland findet vor seinen Augen Gnade. Und doch erregte gerade dieses Werk im Lande selbst einen heftigen Streit, der sich um die Königin Maria drehte. Mehrere Schriften suchten vom Parteistandpunkte aus die jeweilige „Wahrheit" zu beweisen.

Bei der literarischen Wirkung Robertsons denke ich in erster Linie an unsern Dichter Schiller, dessen Bekanntschaft mit dem Schotten viel weiter zurückliegt, als wir gewöhnlich annehmen. Die Vermittlerrolle spielte Johann Friedrich

---

(1) Gilbert Stuart können wir nur bedingt zu den Gegnern Robertsons rechnen; seine Feindschaft entsprang einer persönlichen Verstimmung. Der scharfsinnige, aber unruhige Kopf schrieb mit 21 Jahren das gelehrte Werk: History of the British Constitution, wofür ihm die Edinburger Universität den Titel „Dr. jur." verlieh. Kurz darauf veröffentlichte er „View of Society in Europe" und trat dann als Kandidat der Professur für öffentliches Recht an der Edinburger Universität auf. Seine Zurückweisung führt er auf den Einfluß des Prinzipals Robertson zurück. Von nun an lebte er wie ein literarischer Strauchritter, griff die Schriftsteller in Edinburg gehässig an, schrieb für mehrere Zeitschriften und verfaßte daneben noch größere Werke. Der seltsame Mann focht mit seinem ältesten Sohne ein Duell aus. 1786 starb er, erst vierzig Jahre alt.

(2) Southey, a. a. O. I. Bd. S. 639.

(3) Mably, a. a. O. 132.

(4) Mably, a. a. O. 266 ff.

Schiller, der Übersetzer der 1777 in Leipzig erschienenen Geschichte von Amerika. Dieser Vetter erbot sich, die Patenstelle bei der Taufe unseres Dichters zu übernehmen; sein Einfluß veranlaßte den Vater des Patenkindes, sich schriftstellerisch zu betätigen. Der unruhige Vetter hielt sich in England und zuletzt in Amerika auf, wo er als Vermittler der deutschen Kultur wirkte. Der weitgereiste „Vetter Studiosus" genoß bei der Verwandtschaft großes Ansehen; ganz unzweifelhaft wird nun der junge Karlsschüler auch die Übersetzung gelesen haben, wodurch seine Aufmerksamkeit auf amerikanische Verhältnisse gelenkt sein dürfte. Literarisch findet sich der Niederschlag in „Kabale und Liebe", II. Akt, 2. Szene, wo Lady Milfort und der Kammerdiener über den Soldatenhandel reden: „Gestern sind sieben tausend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles." Gewiß kann diese ganze Szene durch die damals tatsächlich vorhandenen Verhältnisse erklärt werden; es kommt mir hier auch nur darauf an, die Rolle des wenig bekannten und von den Schillerbiographen nicht genannten „Vetters" zu beleuchten. (1)

Es lassen sich neben den Vermutungen vollgültige Beweise erbringen, daß Schiller den schottischen Historiker geschätzt und benutzt hat. Der Geschichtsschreiber Schiller teilt seinem Freunde Körner am 7. 1. 1788 mit: „... Bewundert man einen großen Dichter, so verehrt man einen Robertson, und wenn dieser Robertson mit dichterischem Geiste geschrieben hätte, so würde man ihn verehren und bewundern. Wer bürgt mir dafür, daß ich das nicht einmal werden könne oder vielmehr, daß ich es die Leute werde glauben machen können". Schiller besitzt die Universalgeschichte von Millot, Beck und Schrockh; dem Freunde schreibt er am 26. 3. 1789 dieses und verrät seinen Plan: „... Aus diesen dreien denke ich in Verbindung mit Robertson, Gibbon, Bossuet und Schmidt eine interessante eigene herauszugeben." Wegele versichert: „Der Einfluß Robertsons (durch die Geschichte Karls V.) drängt die Phantasien eines St. Reals bei Schiller zurück und führte ihn zur gründlicheren Hinwendung der echten Quellen. (2)

Der Dichter Schiller bezeichnete in der Vorrede der „Verschwörung des Fiesco zu Genua" 1783 außer Retz auch Robertsons „Geschichte Karls V." als Quelle, aus der er den

(1) Vergl. Dexter-Leanrd: Schillers literarische Stellung in Amerika. Marbach. Schillerbuch. Stuttgart und Berlin 1905 S. 247 ff.

(2) Wegele: Deutsche Historiographie. S. 787 u. 951. München und Leipzig 1885.

Stoff „vorzüglich" geschöpft hatte. Schiller scheint schon frühzeitig dieses Werk gekannt zu haben, was aus einer Bemerkung der Abhandlung von 1780 erhellt: „Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte." Er fand Spieler und Gegenspieler so vorgezeichnet, wie er sie für sein Drama brauchte: Doria, der milde, freiheitlich gesinnte Greis, Fiesco, der hinterlistige, ehrsüchtige Teufel! Hier ist nicht zu rechten, inwieweit Schiller der Geschichte folgt oder von ihr abweicht, hier kann nur festgestellt werden, daß für den Charakter der beiden Helden Fiesco und Doria Robertson Linien und Farben beigesteuert hat. Selbst Fiescos Abschiedsworte von seiner Gemahlin: „Lebe wohl! Ewig — oder Genua liegt morgen zu Deinen Füßen", (IV. 15) sind aus Robertson entlehnt, der da schreibt: „Farewell, he cried, as he quitted the apartment, you shall either never see me more, or you shall behold to morrow everything in Genoa subject to your power".(Charles-III. 420) Mittelstedt, dessen Übersetzung von 1770—71 Schiller benutzt hat, gibt die Stelle so wieder: „Leben Sie wohl!, entweder sollen Sie mich nie wieder sehen, oder morgen soll alles in Genua zu Ihren Füßen liegen". (Mittelstedt, III. 153 bis 154.)

Robertsons kritiklose Nachbetung seiner von Doria abhängigen Gewährsmänner führte keineswegs über den Stand des damaligen Wissens hinaus; er fiel genau so wie Archenholz seinen trüben Quellen zum Opfer, nur daß er für Archenholz schon selber zur Quelle geworden war. Die Berichterstattung fälschte aber die Wahrheit; so lebt denn Fiesco in einer Geschichtslüge fort. Schillers Drama kann hierfür nicht verantwortlich gemacht werden, Robertson nur bedingt, voll und ganz aber die Literaturhistoriker. Düntzer und Boxberger, die ein historisches Gegenbild geben wollen, liefern einfach eine Übersetzung aus Robertsons Werk, die sich als geschickte, vollständige und wohlgerundete Zusammenfassung erwiesen hat. Trotz des 1909 erschienenen Aufsatzes von Weltrich: „Schillers Fiesco und die geschichtliche Wahrheit", schleicht sich die Entstellung wie eine ewige Krankheit fort. (1) Die Schillerausgabe des Bibliographischen Instituts von Ludwig Bellermann bringt noch in der Gegenwart unter dem Titel „Einleitung des Herausgebers" den historischen Tatbestand in der Robertsonschen Fassung — Wort für Wort. Unter Berufung auf diesen Historiker wird uns noch heute eine Geschichtslüge vorgesetzt.

(1) Marbacher Schillerbuch, Stuttgart-Berlin, 1909.III.295.

Bei Schillers Vertrautheit mit Robertson ist es selbstverständlich, daß er bei dem Drama „Maria Stuart" auch ihn zu Rate gezogen hat. Hier erwies sich der glückliche Wurf des Schotten äußerst fruchtbar, in den Königinnen auch zuweilen das Weib zu beachten. Schiller vertiefte diese Betrachtungsart psychologisch und gab so dem Drama den Lebensnerv, der sich in der großen Zankszene als Höhepunkt deutlich genug auswirkt.

In den Schulgeschichtsbüchern finden sich immer wieder die Fabeln vom Klosteraufenthalte Karls V., die Anekdoten von den Uhren und dem Begräbnisse bei Lebzeiten, alle in Robertsonscher Aufmachung, dem die Schuld für die weite Verbreitung beizumessen ist. Wir haben keinen Grund, ihn der Leichtgläubigkeit zu zeihen, solange wir derartige Dinge aus Kritiklosigkeit nachbeten. (1)

Ein günstigeres Zeichen für unseren Historiker haben wir darin zu erblicken, daß seine Beschreibung der Entdeckungsfahrt des Columbus in einschlägigen Büchern der Volk- und Schülerbibliotheken sich vorfindet und heute noch gern gelesen wird.

Die Beurteilung eines Historikers schwankt im Laufe der Zeit, je nachdem, ob quellenkritische Kleinarbeit oder philosophische Durchdringung und straffe Zusammenfassung des Stoffes wertvoller erscheinen. Man wird sich stets fragen müssen, war der Historiker Forscher oder Darsteller, bedeutete er für seine Zeit einen Fort- oder Rückschritt?

Im Aufklärungszeitalter trat das Sammeln und Bearbeiten der ursprünglichen Quellen ganz entschieden zugunsten der zusammenfassenden Darstellung zurück. Der Ruf erscholl: die Geschichte müsse philosophisch behandelt werden! Auch Robertson faßte seine Aufgabe so auf. Zur Darstellung wählte er große Begebenheiten von europäischer Bedeutung; nicht die Person Karls V. zog ihn an, sondern das sich zu seiner Zeit entfaltende Staatensystem. Deutlich genug weist er im Vorwort darauf hin: „Ich habe es mir zum Zwecke gesetzt, nur jene großen Verhandlungen seiner Regierung festzuhalten, deren Wirkung allgemein war oder noch fortdauert." In der schottischen Geschichte eilt er schnell über die Jahrhunderte hinweg zu dem Zeitpunkte, von dem ab Schottland ein Glied jenes System geworden ist. Seine Arbeit umfaßt weite Gebiete; wir können ihn nicht schelten, daß er dabei an einigen Stellen die Tiefe gemieden hat, wir müssen vielmehr seinen

(1) Vergl. Hertslet: Der Treppenwitz der Weltgeschichte. 9. Aufl. von Helmolt. Berlin 1918. S. 228. ff.

Mut zur Lösung so schwerer Aufgaben bewundern. Den sicheren Blick für die großen Probleme wird ihm niemand absprechen können; denn an denselben Problemen bewährte unser Altmeister Ranke sein Können. Die Grundlage des Staatensystems, das geistige Band, das alle die vielfältigen und ungleichen Teile umschlingt und zusammenhält, erblickt Robertson in der Idee des Gleichgewichts. Ihrer Verwirklichung ist es zuzuschreiben, daß die Beziehungen der Völker untereinander friedlichere und menschlich-mildere Formen angenommen haben; erst jetzt konnten die Staaten sich ihrer Hauptaufgabe widmen, durch weise Gesetze die Wohlfahrt der Bürger zu befördern. Robertson betont immer wieder die Wichtigkeit der Zeit um 1500; sie eröffnet ihm die Epoche der neueren Geschichte. Diese Einsicht gewinnt durch Rankes Worte nur größeren Wert. Der kleine Ausschnitt um 1500 enthält auch für den deutschen Historiker „den Anfang" und den „Vordergrund" der Neuzeit. (1)

Robertson half durch seine Geschichtsschreibung tatkräftig an der Sprengung des überlieferten Begriffes der Weltgeschichte mit. Die vom Propheten Daniel herrührende Vorstellung von den vier Weltmonarchien überging er vollständig. Gegen die mehr profane Ansicht, das wesentliche Merkmal des Kulturfortschrittes sei die Vereinigung zahlreicher Völker, führte er einen erbitterten Kampf; eine Weltmonarchie bedeutete ihm ein „Übel" für die Menschheit. Er erblickte in der Gleichberechtigung und sittlichen Gemeinschaft der großen nationalen Kulturstaaten die tragfähige Unterlage seines eigenen Staatsideals. In dem Siege der den Nationalstaaten freundlichen Gleichgewichtsidee über die Weltherrschaftspläne Karls V. sah er einen Ausgangspunkt für die gedeihliche Entwicklung der Völker in neuerer Zeit.

Ein anderes Verdienst besteht in der Übertragung des erweiterten Geschichtsumfanges auf neue Stoffe. Robertson achtet stets mit peinlicher Sorgfalt auf die in den Gesichtskreis getretenen Kulturprovinzen und spürte ihnen im vollen Bewußtsein ihres Wertes nach. Nun läßt er sich nicht zu einer verschwommenen und verwaschenen „Kulturgeschichte" hinreißen, sondern behält ein offenes Auge für die Wirklichkeit und betont eindringlich den politischen Machtwillen des Staates und dessen Auswirkung auch im kulturellen Leben der Völker auf der Grundlage der Verfassung, deren überragende Bedeutung er überhaupt erst hervorgehoben hat. So

(1) Vergl. Ranke: Gesch. d. rom. u. germ. Völker. II. Aufl. Leipzig, 1874. Vorwort zur 1. Aufl. S. VI, 2. Vorrede, S. X.

bewahrt er sich vor Einseitigkeiten und zergliedert herzhaft, klar und einleuchtend das soziale Leben. Es wird immer seine löbliche Tat bleiben, als erster das Mittelalter unter diesen Gesichtspunkten betrachtet zu haben; wo Voltaire noch eine Einöde sah, entdeckte Robertson quellendes Leben, inneren Reichtum, kurz, die Vorboten der neuen Zeit.

Der häufigen Betonung der äußerlichen Abgeschlossenheit der Völker und Staaten im Mittelalter setzt er ihre innere Verwandtschaft, ihre erstaunliche Ähnlichkeit entgegen: in allen Staaten herrscht das Lehnssystem und schafft gleiche oder ähnliche Kulturzustände, in allen Staaten findet ein stiller oder offener Kampf des Königtums mit den Vasallen statt, in allen Staaten bilden sich die Städte zu Keimzellen bürgerlicher Freiheit aus, unterstützt durch die immer mächtiger werdende Königsgewalt, in allen Staaten setzt sich die römische Kirche und ihre Wissenschaft — die Scholastik — durch und schafft so eine übervölkische, straffe Organisation. Robertson hat als erster Historiker gezeigt, daß große Bewegungen die mittelalterliche Zeit durchziehen und ihr ein einheitliches Gepräge verleihen, trotz des scheinbaren Selbst- und Stillebens der Völker. Wir können hier füglich davon absehen, wie er die Strömungen auf dem Gebiete der Verfassung, des sozialen Lebens, der Wissenschaft und Religion beurteilt, sein Verdienst bleibt es doch, darauf überhaupt aufmerksam gemacht zu haben. Wie sehr er damit landläufigen Meinungen widersprochen, welchen richtigen und fruchtbaren Gedanken er hier verfolgt hat, beweist abermals der Kronzeuge Ranke: „... an eine Isolierung der Völker im Mittelalter, von der man soviel redet, ist hiernach nicht zu glauben. Selbst große geistige Bewegungen gehen mitten durch sie hindurch und zeugen von ihrer inneren Einheit." (1)

Robertson bahnte die Durchdringung der Geschichte mit wirtschaftlichen Dingen an. Die unbestreitbare Vorliebe für den Handel zwingt ihn, die Aufmerksamkeit nicht nur den guten Folgen, sondern auch der Ware selbst, ihrer Entstehung und ihrem Austausche zuzuwenden. Bei großen politischen Ereignissen beachtet er die wirtschaftliche Seite; entweder wertet er sie als Ursache oder als Begleiterscheinung. Umgekehrt legt er die Fäden bloß, die von der Wirtschaft zur Politik laufen. Sogar soziale Zustände beleuchtet er vom Standpunkte der Volkswirtschaft. So führt er z.B. zur Rechtfertigung der starren und seiner Idee von der Freiheit und Gleichheit widersprechenden Kasteneinteilung in Indien die Fabrikation hochwertiger Textilwaren an, die eben nur durch diese

(1) Ranke, a. a. O. S. XXVIII.

strenge Scheidung der Bevölkerung ermöglicht wird. (1) Mag er zwar hierin den erwachenden Industriealismus zu stark betont haben, verdienstlich bleibt es doch in jedem Falle, daß er bewußt die Wirtschaft mit der Geschichte verband und an Spanien praktisch gezeigt hat, wie der wirtschaftliche Auf- und Abstieg eines Landes mit einer Schwenkung der Außenpolitik verbunden ist.

Der echte Pragmatismus ließ ihn in der Geschichte Entwicklungsreihen und inneren, fortlaufenden Zusammenhang als sinnfälligen Ausdruck allgemeiner Ideen und Gesetze sehen. Dadurch leistete er für die idealistische Geschichtsauffassung wertvolle Vorarbeit.

Sein Hauptverdienst ist jedoch darin zu suchen, daß er den Träger des geschichtlichen Lebens, den Menschen, gleichsam in drei Teile zerlegte: Zustand, Mensch und Verstand, darin alle Faktoren der Geschichte aufgehen ließ und die Teile in enge Beziehung und Wechselwirkung brachte. Dadurch verflüssigte er den bei Voltaire und Hume noch starren Kern und leistete so einer wahrhaft genetischen Auffassung wirksame Hilfe. In dieser Tat offenbart sich so recht sein historischer Sinn; denn die Entwicklung geht jetzt vom Wesen, vom inneren Kern, von der Struktur der Gesellschaft aus und haftet nicht an der Peripherie. Hier wurzeln auch die sonstigen Vorzüge, wie das vereinzelt durchbrechende gute Einfühlungsvermögen und die Beurteilung der Entwicklungsstufen. An Herder mahnt die Annahme, der Mensch sei zuerst Poet, bevor er Philosoph wird.

Der scharf hervorgehobene Kulturbegriff und die Annahme der stufenförmigen Entwicklung finden sich in den grundlegenden Ansichten Breysigs wieder. Bei dem Schotten ist schon keimhaft das vorhanden, was der Deutsche systematisch ausgebaut hat: die Einordnung der Völker in Kulturstufen oder -kreise. In der Kulturauffassung Robertsons liegen zwei triebhafte Kräfte, die von späteren Historikern, Kultur- und Dichterphilosophen selbständig vervollkommnet wurden: der Versuch, auf Grund der Kenntnis vergangener Zeiten einen Blick in die Zukunft zu werfen, und die Neigung, die Kultur mit politischem Machtwillen zu verbinden. Ich denke hier an Nietzsche. der als einzige Rettung aus dem Kulturchaos der Jetztzeit den „Willen zur Macht" predigt, verkörpert durch den „Übermenschen"; ich denke ferner an Spengler, der zwar die einzelnen Kulturstufen und -kreise voneinander trennt, sie völlig isoliert und nach biologischer Anschauungsweise wie eine Pflanze wachsen, blühen und ver-

(1) Vergl. India, 256 ff.

welken läßt, aber es bewußt unternimmt, Geschichte voraus zu bestimmen. Robertson meidet den Blick in die Zukunft; ihm genügt noch das Gefühl, nach überwundener Kindheits- und Jugendstufe im Zeitalter der Reife zu leben; der ganz natürlichen Frage nach dem Greisenalter geht er aus dem Wege.

Für Robertson spricht wiederum die Auffassung des Verhältnisses von Persönlichkeit und Masse, die mit der modernen Lamprechtschen überraschende Ähnlichkeit zeigt.

Neben diesen Vorzügen machen sich aber auch Hemmungen und Grenzen bemerkbar, die in den formalen Gesichtspunkten und in der deduktiven Methode wurzeln. Sie hindern Robertson daran, den Eigenwert ganzer Zeitabschnitte zu erkennen und zu würdigen. Allzuleicht kann hier der Grenzfall der unhistorischen Denkart konstruiert werden, der dadurch sogar an Wahrscheinlichkeit zunimmt, daß unser Historiker keinen Sinn für Metaphysik besaß. Statt sich zu bescheiden, verurteilt er selbstherrlich jede Metaphysik und jede idealistische Philosophie. Seine starre Formalistik ließ ihn den Unterschied der Rassen nur in der von der Sonne verschieden gefärbten Pigmentschicht sehen, die mittelalterliche Wissenschaft der Scholastik nur als Verirrung bezeichnen, die Mystik als gar nicht vorhanden zu betrachten. Sein größter Fehler besteht aber in dem anmaßenden Richteramte über den Wahrheitsgehalt der Religionen. Der Theologe überwiegt hier und drängt den allseitig abwägenden Historiker zurück. Man wird das persönliche Bekenntnis des Schotten nicht verunglimpfen, man muß sich aber dagegen verwahren, daß andere Religionsformen mit den seiner eigenen Dogmatik entnommenen Maßstäben gemessen und als Aberglaube verdammt werden. Diese Religionen entstammen nach seiner Meinung entweder der Verstandesunreife wilder Völker oder der Herrschsucht schlauer Priester und brutaler Tyrannen. Seltsam mutet uns die vielseitige Anwendung des Begriffes der Vorsehung an, an einem Falle reichlich unhistorisch, wo die französische Unterstützung der Lutheraner in Deutschland durch die bewußte Weltleitung Gottes erklärt und gerechtfertigt wird.

In der Quellenkritik leiteten ihn die Grundsätze im allgemeinen zur richtigen Erfassung der historiographischen Eigentümlichkeiten seiner Gewährsmänner. Den Wahrheitsgehalt vermochte er wegen seiner deduktiven Methode nicht immer zu erfassen; so hinderte ihn z.B. die starre Anwendung des Grundsatzes: jedes Ereignis müsse durch gleichzeitige, schriftliche Zeugnisse belegt sein, kritische Ansätze spä-

terer Schreiber zu benutzen oder sich die Frage vorzulegen, ob die zeitgenössischen Berichterstatter auch die Wahrheit haben sagen wollen oder können. Die Fiesco-Geschichte liefert ein typisches Beispiel. Andererseits wirkte seine Quellenkritik, seine vergleichende Methode doch anregend und fördernd, wenn er auch erwiesenermaßen in diesem oder jenem Einzelfalle der Quelle weder historisch noch philologisch gerecht geworden ist

Zusammenfassend kann gesagt werden:

Die eigentliche Bedeutung Robertsons besteht darin, ein für die damalige Zeit modernes, fortschrittliches, wissenschaftliches und künstlerisch vollendetes System der protestantischen Kulturgeschichtsschreibung geschaffen und in Einzelwerken mit rechter Vereinigung von Vorsicht und Überblick, von Sammlung und Ordnung, von Erfahrung und kühner Zusammenfassung durchgeführt zu haben.

Brougham: Lives of Men of Letters of the Time of George III. Works of Henry, Lord Brougham. London and Glasgow 1855. Vol. II.

Cockburn, Henry: Memorials of his Time. Edinburgh 1856.

Gleig: The Works of the late William Robertson. To which is prefixed an account of his life and writings. Edinburgh 1813.

Lynam: The Works of the late Williams Robertson. To which is prefixed an account of his life and writings. Complet in six volumes. London 1826.

Stewart, Dugald: Biographical Memoirs of Adam Smith, William Robertson, Thomas Reid. The Collected Works of Dugald Stewart ed. by Hamilton. Edinburgh 1877. Vol. X.

Buchon: Oeuvres Complètes de W. Robertson précédées d'une notice par J. A. C. Buchon. Paris 1853.

Suard: Histoire de Charles-Quint par W. Robertson. Traduction de J. B. Suard. Paris 1844.

The History of Scotland During. The Reigns of Queen Mary and of King James VI. till his Accession to the Crown of England. By William Robertson, D. D.Basil: MDCCXCI. (3 Bände.)

The History of the Reign of the Emperor Charles V. By William Robertson. In four volumes. Vienna 1787..

The History of America. By William Robertson. Leipzig: MDCCLXXXVI. (3 Bände.)

An Historical Disquisition concerning the Knowledge which the Ancients had of India. By William Roberson. Basil: MDCCXCII.

Der Zustand der Welt bei der Erscheinung Christi und sein Einfluß auf den Fortgang der Religion; eine Predigt gehalten vor der schottischen Gesellschaft zur Ausbreitung des christlichen Glaubens und auf Verlangen dieser Gesellschaft herausgegeben von Wilhelm Robertson, d. G. G. Dr. und Prinzipal der Universität Edinburg. Aus dem Englischen übersetzt von J. P. Ebeling, d. A. G. Dr.-Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung 1779.

Herrn Wilhelm Robertsons Geschichte von Schottland; von Theod. Christoph Mittelstedt. 2 Bände. Braunschweig 1762.

Herrn Dr. Wilhelm Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. Aus dem Englischen übersetzt von Th. Chr. Mittelstedt. 3 Bände. Braunschweig 1770-71.

Dr. Wilhelm Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Carls V. Völlig umgearbeitet v. Julius August Remer, Professor in Helmstedt. Braunschweig 1792. 3 Bände.

Wilhelm Robertsons Geschichte von Amerika. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Friedrich Schiller. Leipzig 1777. 2 Bände.

Dr. Wilhelm Robertsons historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien, und die Fortschritte des Handels mit diesem Lande vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Aus dem Englischen mit einer Vorrede von Georg Forster. Berlin, 1792.

Alibone's Dictionary of English Literature. Philadelphia 1891.

The Cambridge History of English Literature, edided by Ward and Waller. Cambridge 1913. Vol. X.

Compton-Rickett, Arthur: A History of English Literature. London 1929.

Flint, Robert:Historical Philosophy in France and French-Belgium and Switzerland. Edinburgh 1893.

Gosse, Edmund: A History of English Century Literature. (1660—1780) London 1899.

S. R. Maitland: The Dark Ages. London 1890. Sixth Edition.

Southey, Robert: History of Brazil. London 1810. (3 Bände.)

Stephen, Leslie: History of English Thought in the Eighteenth Century. London 1876. (2 Bände.)

Thomas Buckle's Geschichte der Zivilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. 5. rechtmäßige Ausgabe Leipzig und Heidelberg 1874.

Gibbons Leben. Aus dem Englischen übersetzt. I. Teil. Braunschweig 1796.

W. E. Hartpole Lecky: Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Aus dem Englischen übersetzt von Jolowicz. II. Bd. Leipzig und Heidelberg 1868.

Chateaubriand: Oeuvres complètes. Paris 1860. Vol. 11. (Essai sur la littérature angloise.)

Flint. Robert: La Philosophie de l'Histoire en Allemagne. Paris 1878.

L'Abbé de Mably: De la manière d'écrire l'histoire. Paris 1783.

C. F. Volney:Oeuvres. Paris 1825. 2. édition complète. Tome VII. (Lecons D'Histoire.)

Kurt Breysig: Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung. Berlin 1900.

Wilhelm Diltheys gesammelte Schriften. III. Bd. Leipzig und Berlin 1927. „Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt."

Eduard Fueter: Geschichte der neueren Historiographie. München und Berlin 1911. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Herausgegeben von G. v. Below u. Meinecke Abt. 1. Allgemeines.

W. L. Hertslet: Der Treppenwitz der Weltgeschichte. 9. verbesserte und vermehrte Auflage von Helmolt.Berlin 1918.

Hermann Hettner: Geschichte der englischen Literatur im 18. Jahrhundert. 4. verb. Aufl. Braunschweig 1881.

Hermann Hettner: Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. 7. Aufl. Braunschweig 1913.

Heinrich Hoffmann: Die Aufklärung. Tübingen 1912.

Lindner: Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1901.

Marbacher Schillerbuch. Stuttgart und Berlin 1905 u. 1909.

Georg Mehlis „Lehrbuch der Geschichtsphilosophie." Berlin 1915.

Paul Menzer „Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte." Berlin 1911.

L. v. Ranke: Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber. II. Aufl. Leipzig 1874.

L. v. Ranke: Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494- 1514. II. Aufl. Leipzig 1874.

L. v. Ranke: Weltgeschichte. 3. Aufl. I. Teil. Leipzig 1883.

Moritz Ritter: Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an den führenden Werken betrachtet. München 1919.

Ernst Schaumkell: Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung. Preisschrift. Leipzig 1905.

Frd. v. Schlegels sämtliche Werke. 2. Original-Ausgabe. Wien 1846. 2. Bd.

F. C. Schlosser: Geschichte des 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1842.

Ludwig Wachler: Geschichte der Kunst und Wissenschaften seit Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. Göttingen 1818. 2. Bd. 2. Abt.

Wegele: Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. München und Leipzig 1885.

Lebenslauf.

Ich bin am 24. November 1892 zu Schildeck in Ostpreußen geboren. Die Eltern und ich sind katholisch. Nach dem Besuch der Volksschule, der Präparandie und des Seminars legte ich die erste Lehrerprüfung am 8. Februar 1913 in Danzig-Langfuhr ab, trat im August 1914 als Kriegsfreiwilliger in das Heer ein, wurde Leutnant der Res. und Inhaber des Eisernen Kreuzes beider Klassen. Nach der Entlassung aus dem Heeresdienste im Frühjahr 1920 versetzte mich die Regierung wegen der Landabtretung an Polen nach Westfalen. Hier bestand ich in rascher Folge die zweite Lehrerprüfung, die Mittelschullehrer-, die Hilfsschullehrer-, die Turn- u. Sportlehrerprüfung und das Ergänzungsexamen.

Das Universitätstudium begann im Herbst 1921, umfaßte Geschichte, Deutsch, Philosophie und Pädagogik und endigte mit dem Staatsexamen am 8. Februar 1927. Daran schloß sich die pädagogische Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen am 13. März 1928 in Dortmund.

Meine Universitätslehrer waren folgende Herren:

Brunswig (†), Ettlinger, Hübner, Kabitz, Magon, Meister (†), Schwering, Spannagel, Wätjen.

Die Anregung zu vorliegender Abhandlung erhielt ich von Herrn Geheimrat Meister. Sein Tod verursachte eine Stockung der Vorarbeiten, die dann durch die fruchtbaren Hinweise des Herrn Prof. Schwering wieder in Fluß gerieten. Herr Geheimrat Spannagel erklärte sich zur Annahme der Arbeit bereit und bezeugte sein warmes Interesse durch bereitwilligste Unterstützung mancherlei Art.

Diesen Herren fühle ich mich zum tiefen Danke verpflichtet.

Am 1. August 1929 bestand ich die mündliche Doktorprüfung.

Buchdruckerei J. Weitfeld
Radbod
Fernruf Hamm 1008